

Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten und die „Walser-Debatte“

die Redebeiträge von

Horst-Eberhardt Richter
(Universität Gießen)
„Erinnerung sollte von innen kommen“

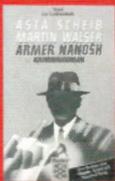
Daniel Strauß
(Arbeitsstelle nationale Minderheiten: Sinti und Roma, Marburg)
„Antiziganismus und Martin Walser“

Benjamin Ortmeier
(GEW, Frankfurt am Main)
Kritik an Walsers Roman „Ein springender Brunnen“

Moritz Neumann
(Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden Hessen)
**„Der 27. Januar als Jahrestag der Befreiung Auschwitz
und das Gedenken heute“**

Anhang:

Reaktionen auf die Veranstaltungseinladung
Briefe und Presseberichte
Hintergrundmaterial
Martin Walser Rede vom 11.10.1998
Antwort von Ignatz Bubis, in seiner Rede zum 9. November
u.a.



*Das Gedenken an die vom
Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten
und die „Walser-Debatte“*

Dokumentation der Veranstaltung
des GEW-Bezirksverbandes Frankfurt, vom 26. Januar 1999

Verlag Marg. Wehle

1999

Die Deutsche Bibliothek - CIP Einheitsaufnahme

**Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten
und die „Walser-Debatte“ : Dokumentation der Veranstaltung des
GEW-Bezirksverbandes Frankfurt, vom 26. Januar 1999. -**

Witterschlick/Bonn : Wehle, 1999

ISBN 3-89573-092-0

Impressum

Herausgegeben von: GEW, Bezirksverband Frankfurt am Main
IG Medien, Bezirksverband Frankfurt am Main
IG Medien, Jugend Hessen
DGB Jugend, Frankfurt am Main

Redaktion: Benjamin Ortmeier

Layout & Gestaltung: Jürgen Tauras, Frankfurt am Main

Druck: Druck und Verlag Marg. Wehle, Hauptstr. 240, 53347 Alfter

ISBN 3-89573-092-0

Bestellungen über: GEW Bezirksverband Frankfurt
Bleichstraße 38a
60313 Frankfurt
Tel.: (069) 29 18 18
Fax: (069) 29 18 19

	Seite
Zu den Auseinandersetzungen mit Martin Walser	5
Die Veranstaltung	
Eröffnungsrede – <i>Karola Stötzel</i>	8
„Erinnerung sollte von innen kommen“ – <i>Horst-Eberhardt Richter</i>	9
„Antiziganismus und Martin Walser“ – <i>Daniel Strauß</i>	11
Kritik an Walsers Roman	
„Ein springender Brunnen“ – <i>Benjamin Ortmeier</i>	15
„Der 27. Januar als Jahrestag der Befreiung Auschwitz und das Gedenken heute“ – <i>Moritz Neumann</i>	21
Der Konflikt	
Einladung/Veranstaltungsankündigung	26
FNP 25.1.99	27
FR 26.1.99	27
GEW Bundesvorsitzende an die IG Medien, 26. 1. 98	28
GEW Bundesvorsitzende an Detlef Henschel, 26. 1. 98	29
Presseinformation der IG Medien, Detlef Henschel stellt sich vor Martin Walser	30
FR 28.1.99	31
taz 28.1.99	32
Jungle World 3.2.99	32
Konkret 3/99	33
Tribüne Heft 149	35
Brief Rose-Marie Becke	35
Offener Brief U. Breuer, W. Velten, R. Winter, Reinhard Knauf Mitglieder des Landesbezirksvorstandes der IG Medien Hessen	36

Anhang

Martin Walser Rede vom 11.10.1998	38
National-Zeitung vom 16.10.1998	42
Rede zum 9. November von Ignatz Bubis	43
Ignatz Bubis und Martin Walser im Gespräch	
Zusammenfassung der Frankfurter Rundschau vom 15.12.1998	47
Der Fleck auf seinem Rock, von Wolfram Schütte, Frankfurter Rundschau vom 15.12.1998	48
Micha Brumlik – „Apologie und Amoral“ in KONKRET 2/99	50

Zu den Auseinandersetzungen mit Martin Walser

Die Rede des Schriftstellers Martin Walser im Oktober 1998 löste ein vielfältiges Echo aus. In der Öffentlichkeit spitze sich der „Dialog“ insbesondere zwischen Walser und dem Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, Bubis zu.

Offensichtlich wurde aber die Auseinandersetzung relativ wenig – um nicht zu sagen, gar nicht – in der gewerkschaftlichen Öffentlichkeit geführt.

Dies sorgte bereits Ende des vergangenen Jahres für vereinzelten, aber wachsenden Unmut und führte zu Überlegungen, wie die Auseinandersetzung mit den in der Paulskirche von Walser geäußerten und danach – zum Beispiel in Interviews – unmißverständlich bekräftigten Anschauungen zu führen sei.

Das eine Ergebnis war der Aufruf zu einer Demonstration am 27. Januar 1999 in Frankfurt, die sich öffentlich „gegen das ‚Wegschauen und Wegdenken‘ der deutschen Verbrechen, dem Martin Walser das Wort redet“ (Zitat der Anzeige in der FR vom 25.1.99) wendet und bewußt an der Paulskirche beginnt.

Das andere Ergebnis der Überlegungen war, am Vorabend des 27.1.99 eine Diskussionsveranstaltung im Gewerkschaftshaus zu organisieren. (siehe Einladung des GEW-Bezirksverbands Frankfurt am Main)

Für diese Veranstaltung konnten wir prominente Vertreter gewinnen, die zu der Paulskirchen-Rede Martin Walsers kritische Beiträge liefern konnten.

Daß diese Einladung im Vorfeld der Veranstaltung zu heftigsten Reaktionen der Bundesvorsitzenden zweier Gewerkschaften führte (siehe Anlage), hat uns doch sehr erstaunt und uns in unserer kritischen Haltung gegenüber der Position Walsers bestärkt:

Von der IG-Medien (VS) wurde sogar eine „klare Distanzierung der GEW von dieser Veranstaltung“ gefordert. Martin Walser habe sich über den Text der Einladung beschwert.

„In aller Schärfe“ wurde in der Presseinformation der IG Medien, „die einseitige Darstellung von Walsers Rede bzw. seines neuen Romans“ kritisiert sowie der „absurde Vorwurf des Antisemitismus“ und „Stil und Maßlosigkeit der Verunglimpfung“.

Die GEW-Bundesvorsitzende hielt in ihrem Fax an die IG-Medien „es für völlig unangemessen, Martin Walser in eine deutsch-nationale und antisemitische Ecke zu stellen“ und entschuldigte sich „für diese Entgleisung“. Tatsächlich haben wir in der Einladung geschrieben, daß Martin Walser die Schwierigkeiten des Gedenkens nutzte und benutzte, um seine Thesen von der „Auschwitzkeule“ und seine Polemik gegen die „Dauerrepräsentation der Schande“ unter die Leute zu bringen und haben auf „die erhebliche Wirkung und erhebliche Gefahren“ hingewiesen.

Wir haben von „deutschnationalen Mechanismen“ und „Mechanismen des rassistischen Antiziganismus“ und von

einem „Grundmuster eines „Antisemitismus nach Auschwitz wegen Auschwitz“ und einer „einseitigen Perspektive“ gesprochen, die wir durch die öffentlichen Äußerungen Walsers unterstützt sehen.

Der deutlichste Beweis hierfür dürfte wohl der Abdruck großer Passagen der Paulskirchen-Rede in der „Deutschen Nationalzeitung“ gewesen sein.

Wir sehen in der Tat in der Position Walsers eine gefährliche Weichenstellung hin zu einer Haltung des ‚Schluß mit der Dauerrepräsentation der Schande‘: „Wenn mir aber jeden Tag in den Medien diese Vergangenheit vorgehalten wird, merke ich, daß sich in mir etwas gegen diese Dauerrepräsentation unserer Schande wehrt... .. fange ich an wegzuschauen.“ (Paulskirchen-Rede)

Und er stellt nicht die Frage nach anderen, besseren Formen der Auseinandersetzung mit der Geschichte, sondern: „Ich möchte verstehen, warum in diesem Jahrzehnt die Vergangenheit präsentiert wird wie nie zuvor.“

Und auf brennende Asylantenheime und die mit den Brandstiftern sympathisierende Bevölkerung reagiert Walser so: „Ich kann diese Schmerz erzeugenden Sätze...einfach nicht glauben...Bei mir stellt sich eine unbeweisbare Ahnung ein: Die, die mit solchen Sätzen auftreten, wollen uns weh tun, weil sie finden, wir haben das verdient.“

Hier wird doch pauschal die kritische Aufarbeitung der Vergangenheit denunziert!

Noch deutlicher wird diese Position, kritische Erinnerung auszublenden und in Frage zu stellen, in dem Gespräch Walsers mit Augstein (im Spiegel 45/1998).

Wenn Augstein negative Erlebnisse mit Nazis schildert, bezweifelt Walser das fast stets: „Bist du sicher? Das gibt es doch gar nicht... (...) Und das hast du dir gemerkt? (...) Jetzt verklärst du irgend etwas (...) Das kann man fast nicht glauben.“

Es drängt sich die Vermutung auf, daß Walser Probleme mit der Aufarbeitung seiner eigenen Geschichte hat: Als Augstein fragt: „Dann erzähl du doch mal was. Wie hast du denn dieses Jahrhundert erlebt?“ sagt Walser: „Da schweige ich. Ich habe keinerlei chronologische Speicherung.“

Und in der Tat wirft der nach Walsers eigenen Worten autobiografische Roman „Ein springender Brunnen“ eine Fülle von Fragezeichen auf, wie noch gesondert dargestellt werden soll.

Walser will ganz offensichtlich abschließen mit der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit – und dies zu einem Zeitpunkt, da die verschiedenen Berufsgruppen anfangen, sich je spezifisch mit ihrer Vergangenheit in der Nazidiktatur zu beschäftigen, was aber naturgemäß keine angenehme Angelegenheit ist.

Auf unseren „Offenen Brief an die Bundesvorsitzende der GEW und den Hauptvorstand“ mit dem Titel: „Die GEW muß ihre eigene Tätigkeit kritisch überprüfen“ gibt es beispielsweise keine positive Reaktion der Vorsitzenden!*

In dem bereits zitierten Spiegel-Gespräch rückt Walser mit einer Auffassung heraus, die gerade auch die Gewerkschaften hellhörig machen müßte.

Auf die Frage eines „holländischen Intellektuellen“, „Was können sie den europäischen Nachbarn sagen zur Beruhigung über die wiedererstarkte Großmacht Bundesrepublik, sprich Deutschland?“ antwortet Walser: „Ich habe gelacht...und habe gesagt: Mein Gott, Sie wissen offenbar zu wenig über die Leute in Deutschland. Nach meiner Kenntnis ist von diesen Menschen...nichts mehr zu befürchten.“

Abgesehen davon, daß einer Bevölkerung, die das einmal hinter sich gebracht hat wie die Deutschen, so etwas nie wieder passieren kann. Das ist so. Das ist eine Immunisierung.“

Das Umfrageergebnis über überdurchschnittlich große rechtsradikale Einstellungen unter jungen Gewerkschaftsmitgliedern sollte auch Walser bekannt geworden sein.

Wir meinen, daß die kritische Auseinandersetzung mit Martin Walser und ähnlichen Positionen nicht beendet sein kann, bevor sie richtig begonnen hat! Wir wünschen uns für die Zukunft statt Bevormundungen und Distanzierungen Beiträge für eine kritische Auseinandersetzung.

Frankfurt am Main, 27.1.1999

Karola Stötzel und Herbert Storn
Bezirksvorsitzenden-Team der GEW-FFM

* Inzwischen ist eine erste Veranstaltung zur kritischen Aufarbeitung der eigenen Geschichte vor dem Sommer 1999 angekündigt worden.

Die Veranstaltung

Karola Stötzel

Eröffnungsrede

Horst-Eberhardt Richter

„Erinnerung sollte von innen kommen“

Daniel Strauß

„Antiziganismus und Martin Walser“

Benjamin Ortmeier

Kritik an Walters Roman „Ein springender Brunnen“

Moritz Neumann

„Der 27. Januar als Jahrestag der Befreiung Auschwitz und das Gedenken heute“

Wir danken ausdrücklich
Herrn Dr. Ansgar Koschel,
Generalsekretär des Deutschen
Koordinierungs-Rats der Gesell-
schaften für Christlich-Jüdische
Zusammenarbeit, daß er die
Moderation des Abends über-
nommen hat.

Eröffnungsrede von Karola Stötzel

*Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen,*

wir haben uns entschlossen, am Vortag des 27. Januar, dem Tag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz, eine Diskussionsveranstaltung zum Thema des Gedenkens an die vom Naziregime Verfolgten und Ermordeten und die „Walserdebatte“ durchzuführen.

Viele haben sich gefragt, warum eigentlich die Frankfurter Intellektuellen schweigen.

Manche mögen sich fragen, ob dies Thema eigentlich ein gewerkschaftliches sei. Wir, der GEW-Bezirksverband Frankfurt, haben nie einen nur auf die reine Arbeitssituation eingeschränkten Begriff von gewerkschaftlicher Arbeit gehabt, vielmehr setzen wir uns auf vielen Ebenen für unsere Vorstellungen einer solidarischen, toleranten und gerechteren Gesellschaft ein. Dazu gehört auch, daß wir uns für die Aufarbeitung und breite Aufklärung über die nazistische Geschichte Deutschlands und seiner Verbrechen aussprechen und aktiv für Projekte einsetzen.

Wir haben uns auch immer gegen rechtsradikale Tendenzen zur Wehr gesetzt und werden dies auch weiterhin tun. Wir halten dies für eine demokratische Selbstverständlichkeit.

In der Vorbereitung zu diesem Abend wollte ich zu Herrn Walser eigentlich nur folgendes sagen:

Im Dezember 1998 titelte unsere Gewerkschaftszeitung „Erziehung und Wissenschaft“: „Wem Gerechtigkeit wichtig ist, wird Außenseiter“ und beschrieb junge Menschen in Ost und West und ihre Wertvorstellungen. Sich für Gerechtigkeit einzusetzen ist die eigene Dummheit, sagte ein Jugendlicher. Einen Monat zuvor erschreckte eine Studie des WDR über rechtsextrêmes Wählerverhalten fast alle Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter: „Das Wählerpotential von DVU und Republikanern ist unter Gewerkschaftsmitgliedern größer als bei den Wahlbeteiligten insgesamt. In der Altersgruppe der 18 – 24-Jährigen sind es 32 Prozent.“

Andere Zahlen: Die Zahl der gewaltbereiten Rechtsextremisten ist 1997 um 19 Prozent gestiegen, Ende 1997 gab es in Deutschland 109 rechtsextremistische Organisationen und Personenzusammenschlüsse, wie der Verfassungsschutzbericht 1997 feststellt. Nach jahrelangem Abwärtstrend ist damit wieder ein Anstieg des Rechtsextremismus zu verzeichnen.

Kurz nach der umstrittenen Walserrede folgt der Anschlag auf das Grab von Heinz Galinski. Und Bundesprä-

sident Roman Herzog stellt die Tat als die „eines wirren Einzelgängers“ und Ausdruck „einer verrückten Gesinnung“ dar. Einzelgänger? Verrückte? Daran zweifle ich. Ebenso zweifle ich daran, daß es dieser unserer Gesellschaft gut täte, das „Wegschauen und Wegdenken“ zu kultivieren, dem Martin Walser das Wort redet. Hierzu, oder zu den Ausschreitungen in Rostock gegen die Ärmsten der Armen bloß zu sagen: „Ich kann es einfach nicht glauben...es geht über meine moralisch politische Phantasie hinaus, das, was da gesagt wird, für wahr zu halten“, grenzt an Verantwortungslosigkeit.

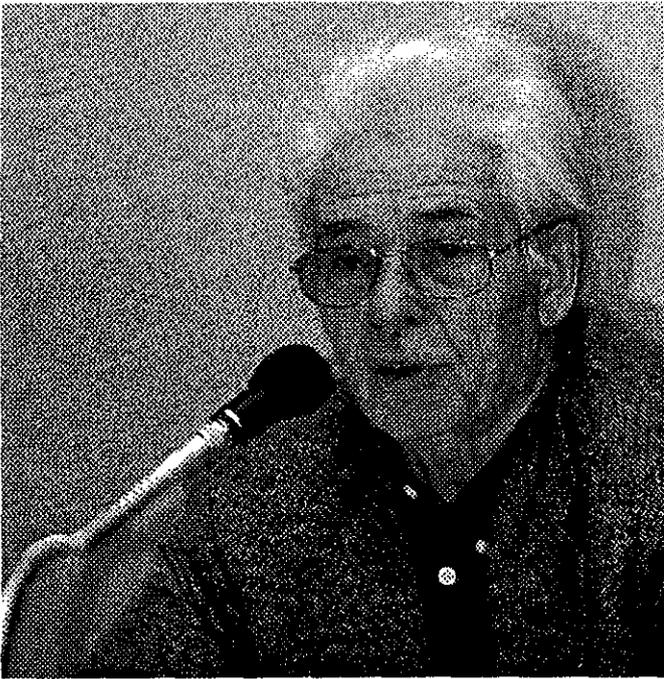
Marcel Reich-Ranicki sprach von einer verantwortungslosen Rede, die Argumente für Stammtische liefert. Vom Träger des Friedenspreises, von Martin Walser hatten viele anderes erwartet. Er spricht in seiner Rede auch von Meinungssoldaten, die mit vorgehaltener Moralpistole den Schriftsteller in den Meinungsdienst nötigen. Bevor auf unserer heutigen Veranstaltung auch nur ein Wort zu Martin Walser gefallen ist, erreichte uns ein Anruf von Sabine Herholz (Verband deutscher Schriftsteller), die von uns eine Distanzierung von der Veranstaltung verlangte, da Martin Walser durch uns in eine rechtsextreme und antisemitische Ecke gedrängt werde, er drohte mit dem Austritt aus dem Verband deutscher Schriftsteller in der IG Medien.

Darf ich fragen, welcher Meinungssoldat uns mit vorgehaltener Moralpistole in den Meinungsdienst nötigen will?

Vorsorglich hat sich denn auch die Bundesvorsitzende der GEW Eva-Maria Stange von dieser Veranstaltung distanziert und sich für eine Entgleisung entschuldigt, die unser Einladungstext enthalte, die er aber nicht enthält. Dies alles, bevor an diesem Abend ein einziges Wort gesprochen wurde.

Martin Walser schreibt sich in seiner Rede eine gewandte Entschuldigung für deren Inhalte, indem er ihre Bedeutung negiert. Wenn er nicht an die Bedeutung des gesprochenen Wortes glaubt, warum sprach er dann?

Warum will er heute von uns einen schützenden Mantel des Schweigens erzwingen? Er habe sich beklagt, daß er nicht eingeladen worden sei, so hörten wir. Nun – er hat gesprochen. Und es ist unser selbstverständliches demokratisches Recht, uns mit dem auseinanderzusetzen, was er gesagt hat.



Horst-Eberhardt Richter

„Erinnerung sollte von innen kommen“

Erinnern ist, wie das Wort schon sagt, ein innerer Vorgang, eine innere Vergegenwärtigung von Vergangenheit. Ich kann von außen dazu gedrängt werden. Ich kann diesem Drängen gehorchen oder mich ihm widersetzen. Ich kann das Erinnern aber auch selber wollen, um mich besser zu verstehen, wenn ich mir klarmache, wo ich herkomme, welche Geschichte meiner Eltern und der Gemeinschaft, in der ich lebe, zu meinen Wurzeln gehören. Ich kann mich sträuben, wenn dabei Schreckensbilder von entsetzlichen Verbrechen auftauchen. Aber ich kann lernen, daß ich diese Auseinandersetzung nicht scheuen sollte. Denn solange ich nicht besser begriffen habe, wie diese Schrecken zustande gekommen sind, muß ich befürchten, daß in mir ahnungslos, gefährliche Anfälligkeiten stecken, die irgendwann mobilisiert werden könnten. Geht es um den Holocaust, so verspüre ich in mir auch ein Bedürfnis, wieder eine innere Nähe zu den Menschen herzustellen, die einst in großer Zahl unter uns gelebt und unsere Kultur wesentlich mitgestaltet haben. Dazu können mir Überlebende helfen, die ihre Schicksale erzählen. Ich will aber auch genauer wissen, wie es in meiner Gemeinde, wie es in meiner Berufswelt und in den Militär- und Parteiorganisationen zugegangen ist, um die Verbrechen der Hitlerzeit möglich zu machen. Und deshalb suche ich nach Büchern, Filmen oder Dokumentationen, die mich bei dieser Rückschau unterstützen.

Aber es gibt auch einen ganz anderen Zugang zur Vergangenheit. Der sah und sieht so aus: Wir Deutschen haben den Krieg verloren und sind mit der Schuld von Auschwitz und anderen großen Verbrechen belastet. Nun

erwarten die überlebenden Juden, die Ausländer und Moralisten in unseren Medien, daß wir uns an die Brust schlagen und uns permanent über die geschehenen Untaten definieren. Wir müssen also beständig kundtun, daß wir uns zu dieser Vergangenheit bekennen und müssen dafür entsprechende Rituale vorweisen. Hierbei geht es also nicht um ein spontanes Erinnern, das von innen kommt, sondern nur um die Demonstration eines Erinnerns, das von außen auferlegt ist und dem wir nachkommen müssen, um unseren beschädigten Ruf in der Welt wieder zu reinigen.

Martin Walser behandelt das Problem in seiner Friedenspreisrede lediglich in der zweiten Version. In zahllosen Wendungen beschreibt er sich als einen armen Verfolgten, der immerfort von nicht näher genannten Intellektuellen, Medien oder anderen Mächten bedroht, eingeschüchtert oder erpreßt wird, sich mit der Schande von Auschwitz zu konfrontieren. Die schwingen die Moralkeule, aber oft sogar nur scheinheilig, weil sie mit dem Wachhalten von Schuldbewußtsein angeblich ganz andere dunkle Zwecke verfolgen. Als Opfer dieser permanenten Nötigung stellt er sich als wagemutiger Kämpfer für die Befreiung von solcher gnadenloser Zumutung dar. Und da findet er nun in der Tat begeisterte Zustimmung von vielen, die seit 1945 die Vergangenheitsverarbeitung immer nur als Anpassung an die Erwartungen der anderen verstanden haben. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich noch gut an die Überraschung maßgeblicher amerikanischer Psychologen und Sozialforscher, die vorausgesagt hatten, es werde eine sehr lange Zeit dauern, ehe die indoktrinierten Deutschen sich demokratische

Denkweisen aneignen würden. Statt dessen passierte in Westdeutschland etwas ganz anderes. Fast über Nacht hieß es: Endlich können wir jetzt so leben, wie es die Amerikaner tun und von uns wollen. Wir hätten uns dem schon längst angeglichen, wenn Hitler uns nur gelassen hätte. Mit anderen Worten, die geistige Wandlung bestand wesentlich in einer Umkoppelung der Gehorsamsbereitschaft und Autoritätsergebenheit von einer Macht auf eine andere. Ich habe es mal so ausgedrückt: Das externalisierte Über-Ich sprach plötzlich Englisch. Sich bei den Siegern und schließlich bei den Juden wieder gute Betragensnoten zu verdienen, war der Weg zur Suche nach neuer Selbstachtung. Und der Umgang mit Auschwitz geschah für diese große Gruppe vornehmlich unter dem Aspekt: Was erwarten die anderen, welche Beweise müssen wir ihnen für unseren Wandel bringen?

Demgegenüber ist das spontane Erinnern, also die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit aus eigenem inneren Drang wellenförmig erfolgt. Nach 1945 überwog längere Zeit Verdrängung. Viele aus der Nazi-Elite drangen wieder in Schlüsselpositionen in Politik und Wirtschaft vor. 1968 durchbrach dann die erste studentische Nachkriegsgeneration das Schweigen. Der Hintergrund ihrer Revolte war der Protest gegen die etablierte Elterngeneration, der sie vorwarf, noch durchweg mit Nazi-Denkweisen behaftet zu sein. Wenn die Rebellen die Napalm-Bombardierung der Amerikaner in Vietnam geißelten, so meinten sie zugleich und eigentlich die Vergangensmorde in Auschwitz. Sie kämpften für eine Re-Integration und Emanzipation der von den Nazis ausgegrenzten und verfolgten sogenannten Unwerten, also der psychisch Kranken, der Behinderten und der sozialen Außenseiter. In den 70er Jahren begann endlich in vielen Gemeinden und Berufsgruppen eine kritische Selbsterforschung: Wie ist es jeweils in unserer Gegend oder unserer Berufsgruppe zur Ächtung und Verfolgung der Juden gekommen, wer waren die Handlanger des Systems, wer hat Juden geholfen? Wer hat Widerstand geleistet? In unserer Gießener Universität habe ich erlebt, wie Studenten unter diesem Aspekt ganz systematisch die Geschichte der Universität in der Nazizeit recherchiert haben, die Biographien der Professoren, die Ideologisierung von Doktor- und Habilitationsarbeiten, das Schicksal jüdischer Wissenschaftler und einiger Widerständler. Der größte Hörsaal war überfüllt, als die Ergebnisse der Nachforschungen präsentiert wurden. Das war die erste große Welle spontanen Erinnerns, das nicht mit Außenwerbung und Imagepflege zu tun hatte. Aber diese kritische Öffnung nach innen klang allmählich wieder ab. Der Kalte Krieg und die Atomrüstung trugen dazu bei, von dieser introspektiven Auseinandersetzung wieder abzulenken. Erst in den 90er Jahren belebt sich wieder das

Interesse, die schmerzliche Vergangenheit zu besichtigen. An rechtsradikalen Anträgen entzündet sich eine massenhafte Unruhe über das Wiederauftauchen von Nazi-Ungeist. In großen Massen strömt vor allem die Jugend in Spielbergs Film „Schindlers Liste“. Die Tagebücher von Viktor Klemperer werden zum Bestseller. Im Fernsehen erzielen kritische Dokumentationen über die Hitlerzeit, über die Judenverfolgung, über Täter-Biographien hohe Einschaltquoten. Über sechs Millionen haben jüngst eine Serie über die SS und deren Untaten gesehen. In allen deutschen Städten hat die wandernde Ausstellung über die Wehrmachtsverbrechen großen Zulauf erlebt. Im Inland, aber auch ringsum ist wieder das Interesse gewachsen, die Nazitaten, das Schicksal der Opfer und die Verwicklung der Helfershelfer im In- und Ausland erneut in Augenschein zu nehmen. Erstmals greift diese Welle auch auf zahlreiche andere Länder über, u.a. auf die Schweiz, Frankreich, Holland, Italien und die USA. Überall gibt es Initiatoren, die diese Prozesse anstoßen und in den Medien unterstützen. Aber was sie in Gang gebracht haben, ist nicht ihr Werk, sondern eine Strömung aus dem Innern der Gesellschaft.

Walser hat die Diskussion einseitig auf jene andere Ebene gelenkt, wo es nur um Gehorsam oder Ungehorsam, um Anpassung oder Nichtanpassung, um Erinnern und Gedenken in Erfüllung einer von außen gesetzten Pflicht geht. Was den vielen anderen ein Bedürfnis ist, nämlich entsprechende Filme anzusehen, Fernseh-Dokumentationen einzuschalten oder einschlägige Bücher zu kaufen, ist für ihn nur gehorsame Unterwerfung unter manipulierende Medien und ihre intellektuell moralistischen Hintermänner.

So hat Walser die Diskussion von dem Wesentlichen planmäßig abgelenkt, nämlich auf die Linie: Müssen wir immer noch gehorsam hinschauen und uns denen unterwerfen, die das verlangen? Oder sind wir nicht endlich so weit, daß wir uns das Wegschauen verdient haben? Dürfen wir wieder normal sein, was im Sinne Walsers Wegschauen dürfen heißt? – In Wahrheit ist Walser offenbar darüber beunruhigt, daß ringsum das, was er Vergangenheits-Präsentation nennt, wieder stark zugenommen hat. Er erkennt darin nicht die Strömung eines wieder Hinschauen-Wollens, offenbar, weil er ein solches Motiv nicht in sich wahrnimmt. Er sieht ringsum nur Verfolger, die ihm sein Wegschauen mißgönnen, und er muß diese Gegner als scheinheilig und heuchlerisch entlarven, um sich der eigenen moralischen Untadeligkeit zu versichern. Aber diese Selbstsicherung gelingt ihm schlecht und deshalb ist ihm seine Preisrede zu einer Kampfreden gegen die vermeintlichen „Meinungssoldaten“ und Einschüchterer geraten.

Daniel Strauß

Antiziganismus rassistische Mechanismen und Martin Walser



Angesichts der Drohungen, Ausschreitungen und Übergriffe muß die spezifische Feindseligkeit gegenüber Sinti und Roma deutlich beim Namen genannt werden. Wir haben es mit einem teils offenen, teils versteckten Rassismus zu tun, der sich in Vorurteilsstrukturen ausbildet. Das antiziganistische Stereotyp - eingeübt, erlernt und überliefert wie nur noch das antisemitische - ist der Bodensatz, aus dem die Gewalttaten erwachsen; es liefert Munition und Stoff für die diskriminierende Berichterstattung in den Medien. Der zentrale Begriff des Antiziganismus macht in diesem Zusammenhang deutlich, daß der sogenannte „Zigeunerhaß“ nicht einfach als eine Unterform von Fremdenfeindlichkeit abgetan werden kann, sondern als ein zweites Grundmuster von Xenophobie neben dem Antisemitismus begriffen werden muß.

Mit Antiziganismus bezeichnen wir demzufolge sowohl die *Gegnerschaft* gegenüber Sinti und Roma im Rahmen politischer Bewegungen mit nationalistischen und rassistischen Programmen als auch die Gesamtheit der Bilder und Mythen vom „Zigeuner“, also im einzelnen die gängigen Klischees, die Bestandteil des kulturellen Erbes in der Literatur, der Musik und anderen gesellschaftlichen Bereichen geworden sind.

Stereotypen geben einfache Antworten in einer komplizierten Welt. Sie sehen ab vom Einzelfall, von der Vielfalt innerhalb einer Gruppe. Sie arbeiten mit Pauschalierungen und Verallgemeinerungen. Sie arbeiten „Typen“ heraus mit ein für alle Mal festgelegten Merkmalen. Sie wollen mit dem Gegenüber nicht in Beziehung treten, son-

dern das Bedürfnis nach einem klaren Feindbild befriedigen.

Die „Typen“, um die es hier geht, sind das Produkt kollektiver Phantasie und Projektion. Sie spuken jedoch nicht nur in den Köpfen ausgewiesener „Zigeunerfeinde“ herum; sie haben Eingang in viele Darstellungen und Texte gefunden, die wir nicht auf Anhieb als rassistisch erkennen.

Wir haben es im Fall des antiziganistischen Stereotyps mit einem Konstrukt zu tun: Es gibt keinen Aufschluß über die Geschichte der Sinti und Roma. Es erlaubt jedoch umgekehrt, kritisch analysiert, durchaus Rückschlüsse auf das Welt- und Menschenbild derjenigen, die es verwenden.

Geschichtliche Entwicklung des Antiziganismus

In der Politik sind die Folgen und Auswirkungen des Antiziganismus am greifbarsten.

In der über Stände und Zünfte starr strukturierten Gesellschaft wurden die Sinti und Roma sozial ausgegrenzt. Zunächst noch geduldet, wurden Sinti und Roma zunehmend unterdrückt und aus manchen Gebieten vertrieben (Luzern 1471, Brandenburg 1482, Spanien 1484). Auf dem Reichstag 1496/97 wurden sie für vogelfrei erklärt, geächtet und zur Verfolgung, Folterung, Haft und Tötung freigegeben. Anfang des 16. Jahrhunderts folgten Holland, Portugal, England, Frankreich, Schottland, Flan-

dern, Dänemark, Böhmen, Polen und Litauen mit ähnlicher Gesetzgebung. 1561 beschloß das Parlament zu Orléans, sie mit Feuer und Schwert auszurotten. Die härtesten Gesetze wurden in Deutschland erlassen, allein zwischen 1497 und 1774 waren es 146 Edikte, die alle Arten der physischen und psychischen Gewalt an Sinti und Roma zuließen.

Nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871 wurden die innenpolitischen Kontrollinstrumente durch neu gegründete Dienststellen zur Überwachung der Sinti und Roma verschärft. Seit 1899 setzte im deutschen Reich eine systematische Bekämpfung der Sinti und Roma ein; seit 1906 bestand in Preußen eine „Zigeunergesetzgebung“, seit 1926 in Bayern das „Arbeitsscheuengesetz“, das die Möglichkeit bot, auch gegen alteingesessene Sinti und Roma mit rücksichtsloser Härte vorzugehen.

Die politische Repression und die Ausgrenzung im Erwerbsleben stehen im Zusammenhang mit einem anderen Motiv. Sinti und Roma wurden als Sündenböcke für die Kosten des Fortschritts verantwortlich gemacht, d.h. in sie hinein wurde projiziert, was im Prozeß der sich formierenden Arbeitsgesellschaft nicht mehr lebbar war. Diese Ängste und kollektiven Phantasien kreisen um zwei Vorstellungskomplexe, mit denen sich widersprüchliche Affekte verbinden:

Der „Zigeuner“ in den Köpfen der Mehrheitsbevölkerung lebt wahlweise das Gewünschte oder das Verwünschte, das Ersehnte oder das Verbotene. So bietet er Stoff für beides: zur Verteufelung wie zur Romantisierung.¹

Die Pflege des „Zigeunermythos“ hat vor allem in der Literatur eine lange Tradition. In sämtlichen Literaturgattungen wurde und wird an einem „Typus“ gefeilt, der mit der Wirklichkeit der Volksgruppe nicht zusammenzubringen ist. Ob in Märchen, sagen, Volksliedern oder der Hohen Literatur – die Texte strotzen vor Antiziganismus und grotesken Klischees, die die eigenständige Erzähltradition der Sinti und Roma auf den Kopf stellen. Das heißt, die Selbstbilder werden vollständige von Fremdbildern überlagert. Diese Fremdbilder sind häufig drastische Feindbilder.

Ines Köhler-Zülch, Wissenschaftlerin an der „Enzyklopädie des Märchens“ in Göttingen, kommt in einer vergleichbaren Arbeit über Sagensammlungen zu dem Ergebnis:

„Die sogenannte Zigeunerliteratur transportiert in pseudowissenschaftlicher Manier Klischees und tradiert sie durch die Jahrhunderte. Die realen Existenzbedingungen der Sinti und Roma werde in Sagensammlungen nur selten oder gar nicht thematisiert.“²

Der Literaturwissenschaftler Wilhelm Solms hat beispielhaft den Aspekt der Dämonisierung der „Zigeuner“ und Juden in Märchen und Legenden untersucht; er kommt zu folgendem Schluß:

„Beide, sowohl die christlichen Legenden als auch die angeblich von Roma erzählten ätiologischen Märchen, sind bewußte Geschichtsfälschungen, indem sie die Sinti und Roma in die Geschichte des jüdischen Volkes einschmuggeln. Und beide dienen einem doppelten Zweck: sie dienen der Schuldzuweisung an die Juden und der Übertragung dieser Schuld auf die Sinti und Roma und sie dienen damit zugleich der Rechtfertigung für ihre Vertreibung, mit der dann tatsächlich ihre gemeinsame leidvolle Geschichte beginnt.“³

Prof. Dr. Wilhelm Solms schreibt in einer neu herausgegebenen Handreichung⁴:

„Goethe wurde in der Literaturwissenschaft nachgerühmt, er habe die ‘Zigeuner’ mit seinem ‘Götz’ in Deutschland ‘literaturfähig’ gemacht. Daß er sie hier als Halbmenschen und zugleich als Unmenschen portraitiert, wurde nicht erwähnt.“⁵

Es ist eine Tatsache, daß mit dem Jahre 1945 – nach dem Holocaust an über 500 000 Sinti und Roma durch die Nazis – der Antiziganismus nicht aus Deutschland verschwunden ist. In den unmittelbaren Nachkriegsjahren waren Sondererfassungen durch die Polizei und Diskriminierungen durch Bundes- und Landesbehörden keine Ausnahme. So blieb etwa in Hessen das diskriminierende „Gesetz zur Bekämpfung des Zigeunerwesens“ von 1929 bis 1957 in Kraft.

„Das Gesetz wurde am 21. März 1929 in erster und zweiter Lesung verabschiedet und trat am 3. April in Kraft. Der einzige Widerspruch im Landtag kam von dem Abgeordneten der Kommunistischen Partei von der Schmitt, der das Gesetz als ein ‘ausgesprochenes Ausnahmegesetz’ bezeichnete.“⁶

Daß sich unser heutiger Veranstaltungsort in der Wilhelm Leuschner-Straße und im Wilhelm Leuschner-Saal befindet, ist reiner Zufall.

Ziel war es für Wilhelm Leuschner

„die Zigeunerplage (als) dauernde Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung (einer) einheitlichen Bekämpfung zuzuführen da trotz energischen Vorgehens eine Ausrottung des Übels bisher nicht möglich war.“⁷

Die rassistische Kennzeichnung von Angehörigen unserer Minderheit, also der Hinweis auf die ethnische Zugehörigkeit ohne Sachbezug, ist ein weiterer Beleg für Kontinuitäten des Antiziganismus über 1945 hinaus. Im

demokratischen Rechtsstaat hat Fehlverhalten jeder einzelne Bürger für sich allein zu verantworten. Der völlig sachfremde Hinweis auf die Hautfarbe, auf die ethnische oder religiöse Zugehörigkeit in der Berichterstattung ist mehr als nur ein Mißbrauch der Pressefreiheit. Diese Praxis wirkt objektiv volksverhetzend, vorurteilsschürend und als Aufstachelung zum Rassenhaß.

Ein Beispiel: 1991 strahlte der Südwestfunk den Film „Kinder des Windes“ aus, der gravierende rassistische Passagen enthielt. Simon Wiesenthal hielt die Darstellung für eine Verunglimpfung der Überlebenden des Holocaust. Prof. Franz Hamburger von der Universität Mainz schrieb in einem Gutachten:

„Diese Serie bildet spiegelbildlich die dominante Vorurteilsstruktur gegenüber Sinti und Roma ab und kann deshalb beim Zuschauer nichts anderes hervorrufen als die Bestätigung seiner angst-, haß- oder projektionsgeladeten Phantasien“.⁸

Martin Walsers „Armer Nanosh“

Ein weiteres Beispiel: Der Tatort-Krimi „Armer Nanosh“, zu dem Martin Walser das Drehbuch schrieb. Er wurde am 9. Juli 1989 gesendet und erreichte lt. RNZ 12,79 Mio Zuschauer.

In seinem Drehbuch zu der Fernsehreihe „Tatort“ stellt sich Martin Walser, aus seiner Sicht in „aufklärerischer Absicht“, die Aufgabe, die historisch belastete Beziehung zwischen Angehörigen der im Dritten Reich rassistisch verfolgten Sinti und Roma und ihrer Nachkommen und den mit nationalsozialistischen Verbrechen unmittelbar verstrickten Mehrheitsdeutschen zu thematisieren und im vorgegebenen Konzept für einen Tatort-Krimi populär zu bearbeiten.

Am 10. Juli 1989, ein Tag, nach dem der Tatortstreifen vom NDR gesendet wurde, veröffentlichte der Vorsitzende des Zentralrates deutscher Sinti und Roma, Romani Rose, folgende Presseerklärung:

„Der Tatort-Film läßt sowohl in den Dialogen als auch in den Bildern vom ‘Zigeunerplatz’ kein rassistisches Klischee aus. Er gibt auf der ganzen Länge Hitlers Theorie wieder, wonach das ‘Blut’ den Menschen bestimme. ‘Artfemde Erziehung’, wie es die Nazis bezeichneten, nützte dem Hauptdarsteller seit seinem fünften Lebensjahr nichts, um von angeblich ‘Zigeunertypischen’ Verhaltensweisen loszukommen. Er darf nicht akzentfrei Deutsch sprechen, ist ‘haltlos’ und ‘immer im Extrem’; für ihn als ‘Zigeuner’ sei eine ‘ungeschlagene Frau wie ungebratenes Fleisch’.

Solche dumpf rassistischen Vorstellungen haben Walser und die Programmacher auch von Polizeifunk hörenden ‘Sippenchefs’ und mit Pistolen gerüsteten ‘Zigeunerwagen’ am Lagerfeuer und bei Gitarrenklängen. Zu diesen hohlen Vorstellungen, mit denen der nationalsozialistische Völkermord an Juden und den Sinti und Roma verharmlost wird, gehört auch, ein ‘Zigeuner’ müsse sich bei einer Inhaftierung im Rahmen rechtstaatlicher Ermittlung an Auschwitz erinnern, wo sich seine Eltern über solch ‘komfortable’ Unterbringung gefreut hätten.⁹

Der bekannte Pädagogik-Professor Micha Brumlik schrieb am 11.07.89 aus Anlaß der Ausstrahlung des Films an den NDR folgende Zeilen:

„Vielleicht war es gut gemeint – tatsächlich ist Martin Walsers Versuch, alltäglichen Rassismus in „Armer Nanosh“ kritisch und populär darzustellen, gründlich mißlungen und in sein Gegenteil umgeschlagen: geboten wurde Rassismus reinsten Wassers. Ohnehin mochte man sich fragen, ob der wegen seines deutschen Chauvinismus auch unter Schriftstellerkollegen berüchtigte Walser hierzu der Richtige war. Das Ergebnis seiner „Bemühungen“ war ein Film, der Sinti und Roma als ein geheimnisvolles, untereinander verschworenes, heißblütiges, schnell zum Messer greifendes, Frauen schlagendes, in ‘Sippen’ lebendes Volk zeigte, das selbstverständlich kriminell lebt. Dies war genau das Klischee, das endlich die Nationalsozialisten rassistisch verfestigten und dazu nutzten, eine halbe Million europäischer Sinti und Roma in einem Genozid zu ermorden.“¹⁰

Die Rhein-Neckar Zeitung schreibt am 11.07.89 „‘Armer Martin’, das war nichts. Die Premiere des Schriftstellers als Drehbuchautor ist völlig in die Hose gegangen. Martin Walser hat sich bis auf die Knochen blamiert.“

Zusammenfassung

Fernseh Zuschauer, die diesen Film zunächst als Unterhaltungsangebot aufnahmen, nehmen die Inhalte, Darstellungen und Bilder selektiv wahr. Die Zuschauer die bereits antiziganistische Vorstellungen haben, wobei sich 1989 zum Zeitpunkt der Ausstrahlung des Tatortes laut dem Zentrum für Antisemitismusforschung 50 % der Mehrheitsbevölkerung zu ihren Vorurteilen gegenüber Sinti und Roma bekannten, in ihrem Ausgrenzungsbedürfnis bestätigt sahen.

Martin Walser verstrickt sich in antiziganistischen Vorstellungen und üblichen Klischees und verbreitet eben diese mit einem erklärtermaßen aufklärerischen Anspruch

Kriminalisierung

Das im Drehbuch gezeichnete Bild des „Zigeunerlagers“ wird in seinem ohnehin diskriminierenden Gehalt sogar verschärft, wenn durch die dargestellten Szenen ein offenbar routinierter Umgang mit der Polizei gezeigt wird und damit das Vorurteil, bei Sinti und Roma sei betrügerisches und kriminelles Verhalten üblich und normal.

Wenn die Figur des Kommissars Stöver auf seiner schriftlichen Liste nur den Namen „Janko“ stehen hat und dieser auch nur mit diesem Namen angesprochen wird, so als ob er sonst weder Vor- noch Nachnamen hätte, schreibt diese Begebenheit die tatsächliche polizeiliche Praxis bis in die 90er Jahre fort.

Rassistischer Antiziganismus

In der Persönlichkeitsstruktur des Valentin Sanders, der quasi als Kleinkind von Nichtsinti adoptiert wird und bei seinen Pflegeeltern aufwächst, wird generell die ethnische Herkunft bzw. seine biologische Abstammung hervorgehoben. Er beherrscht nicht die deutsche Sprache. Er wird als irrational und labil dargestellt. In der Regieanweisung heißt es dazu:

„Spricht plötzlich unbeholfen wie ein Ausländer“.

In gleicher Weise ist Sander scheinbar durch seine ethnische Abstammung belastet, wenn ihm mangelnde Kultur und Kompetenz per Regieanweisung zugesprochen wird. Darüberhinaus werden diese Zuschreibungen durch Aussagen anderer im Film Beteiligten bestätigt und dadurch verstärkt.

Schon Eva Justin beschrieb in ihrer Pseudowissenschaftlichen Arbeit „Zigeunermischlinge“ bzw. „Artfremd erzeugene Zigeuner“ als labiler, haltloser, charakterschwächer als die sogenannten „rassereinen Zigeuner“.

Exotik, Sexismus

Die einzige Frau, die im Drehbuch als Sintizza dargestellt wird, ist eine 40-jährige Schwangere. Als Kommissar Stöver auf die rote Unterwäsche stößt, entgleitet ihm, verbunden mit einem Seufzer: „Phantastisch! Was für ein Volk!“

Ergebnis dieser und anderer, weit verbreiteter Medienpraxis ist, daß laut neuester Umfrage des EMNID-Institutes vom März 1994 (im Auftrag des American Jewish Committee) 68 % der deutschen Bevölkerung – also eine Zweidrittelmehrheit – Haß und Vorurteile gegen Sinti und Roma offen aussprechen.

Die große Masse der Zeitungsleser, Film- und Fernsehzuschauer kennt jedoch Angehörige unserer Minderheit gar nicht persönlich. D.h. es liegen hier keine persönlichen Erfahrungen vor; es handelt sich um eine medial gesteuerte Stigmatisierung, zu der Martin Walser seinen „Erinnerungsbeitrag“ geleistet hat.

1 Siehe auch bei Kirsten Martins-Heuß: Zur mythischen Figur des Zigeuners, Frankfurt 1983

2 Wilhelm Solms, Zigeunerbilder in der deutschsprachigen Literatur, S.16

3 a.a.O., S.39 f.

4 Hrsg. Landeszentrale für politische Bildung Baden Württemberg / Landesverband deutscher Sinti und Roma - Baden Württemberg: Zwischen Romantisierung und Rassismus, Stuttgart 1998, siehe auch „...mir bricht's Herz...“ Antiziganismus, Materialien zum Unterricht, Wiesbaden 1998, S.130

5 Vgl. Wilhelm Ebhardt, a.a.O., S. 13 und Fernand Baldensberger: L'entree pathethique des tziganes dans les lettres occidentales, Revue de la litterature comparee 18 (1938), p. 502

6 Herbert Heuß: Darmstadt-Auschwitz, Darmstadt 1995, S.33

7 a.a.O., S.33

8 Gutachten für den Zentralrat Deutscher Sinti und Roma, Heidelberg 1992 (unveröffentlicht)

9 Pressemeldung des Zentralrates deutscher Sinti und Roma vom 10.07.8

10 Persönliches Archiv



Kritik des Walser-Roman „Ein springender Brunnen“

Wie Martin Walser das
„Wegdenken“ erlernt
und kultiviert hat

von Benjamin Ortmeier

Einleitendes ¹

Martin Walser kommt immer wieder darauf zurück – ob in der Paulskirchenrede, im Spiegelgespräch mit Augstein oder im FAZ-Gespräch mit Bubis: Sein autobiographisch geprägter Roman „Ein springender Brunnen“ werde ungerecht kritisiert, weil „Auschwitz“ darin nicht vorkomme. ²

Dieses ständige Lamento, unkonkret gegen die „üblichen Verdächtigen“ gerichtet, wirft die Frage nach dem Stellenwert des Romans auf, in dem immerhin schon vor der berühmten „Paulskirchenrede“ der Begriff des „Wegdenkens“ von Walser erschaffen wurde.

Aus der Sicht von Literaturkritik ist es eine Binsenweisheit, daß Äußerungen einer beliebigen Romanfigur nicht umstandslos als Position des Autors dargestellt werden dürfen. In der Literaturkritik spielt der Gesamtzusammenhang eine entscheidende Rolle, da nur so die Positionierung der einzelnen Romanfiguren deutlich wird. Im Roman „Ein springender Brunnen“ ist der Held der heranwachsende Johann. Daß der Roman autobiographische Züge hat, Johann also in vielerlei Hinsicht der junge Martin Walser ist, kann den sonstigen Äußerungen des Autors eindeutig entnommen werden. Aber es ist ein Roman. Das erschwert die Kritik, aber macht sie nicht unmöglich.

Die Beweiskraft einer knappen kritischen Darstellung eines Romans, auch wenn Zitate als Belege verwendet werden, sind bei einer Literaturkritik weitgehend anders gelagert als im sonstigen wissenschaftlichen Diskurs. Das ist der nachfolgenden Kritik bewußt. So oder so sollte Kritik immer dazu führen, Zitate im Zusammenhang

nachzulesen, um den Kontext überprüfen zu können. Es geht um Aufklärung, und Aufklärung ist zudem ohne klärende Rede und Gegenrede, ohne Debatte eben nicht möglich. Insofern ist dieser Beitrag ein Diskussionsbeitrag.

Wenn Walser oder der Bundesvorsitzende der IG Medien solche Diskussionen nicht ertragen können, dann ist das ihr Problem.

Es ist allerdings ein ernstes Problem. ³

Da Martin Walser in diesem Roman den Begriff „Wegdenken“ noch vor der Paulskirche prägte und in der Sprache der Literatur, die angeblich laut Martin Walser „frei mache“ ⁴ anhand seines biographisch gefärbten Romans erläuterte, so ist durch diesen Roman „Ein springender Brunnen“ ein Werk entstanden, dessen Mechanismen kritisch hinterfragt werden müssen. Denn die dichte Beschreibung seines jugendlichen Alltags in der Nazi-Zeit zu drei ausgewählten Zeitpunkten (1932/33, 1938 und 1944/45) ist, wie zu zeigen sein wird, keinesfalls so wertfrei und „unparteiisch“, wie Laudatoren des Romans behaupten. ⁵

In drei großen Schritten eilt Martin Walser als Literaturfigur Johann durch die Zeitgeschichte, beleuchtet und rechtfertigt den Eintritt seiner Mutter in die Nazi-Partei vor 1933. Er beleuchtet und rechtfertigt seine Nazi-Indoktrination durch Schule, Militär und die Gesamtmosphäre und beleuchtet und rechtfertigt das „Wegdenken“ in der abschließenden Schlüsselszene 1945 gegenüber den Erlebnissen der „Anderen“, der vom Nazi-Regime Verfolgten.

„Zum Glück war die Mutter in der Partei“

1932 war Martin Walser 5 Jahre alt. Der Roman schildert ausführlich, daß die Mutter die Fäden in der Hand hatte und warum sie schon vor 1933, nämlich im Roman um Weihnachten 1932, in die Nazi-Partei eintrat.⁶

Zwei Motive verknöteten sich unlösbar: Die innere Überzeugung der Mutter, daß die Nazi-Partei, Adolf-Hitler und sein Wasserburger Propagandawart, der Oberlehrer, das Richtige sind und die feste Überzeugung, mit Hilfe der SA die Wirtshauskonkurrenten am Ort ausschalten zu können, Konkurs abzuwenden und als Nazi-Kneipenwirtin in den SA-Männern eine treue Kundschaft zu haben.

Nein, Martin Walser schildert diese unselbige Kombination von Motiven für den Eintritt in die Verbrecher-Partei der Nazis nicht unparteilich:

„Zum Glück war die Mutter in der Partei. Eine Mitgliedsnummer unter der ersten Million. Die Versammlung fanden, wie es die Mutter vorausgesagt hatte, in der RESTAURATION statt“ (S.151)

Zum Glück, denn Johann hatte erlebt, das angeblich „einer Familie nichts Schlimmeres passieren konnte als die Zwangsversteigerung...Der Mutter fiel ein, was die Zwangsversteigerung verhinderte.“ (S.152 – 153)

Die NSDAP und seine Mutter als Retter vor dem „Schlimmsten“ und die feste Überzeugung, daß die Mutter zweifelsfrei richtig gehandelt habe – das ist eine erste „Botschaft“ des angeblich wertfreien Romans. Pathetisch ruft Walser im Spiegel-Gespräch mit Augstein über seine Mutter aus: „*Sie hat uns gerettet.* „. Eine Heldin also. Und die in „kleine-Leute-Prosa“ gefaßte opportunistische Allerweltsweisheit der Mutter gibt es als Zugabe. Der Stoßseufzer der Johann-Mutter im Roman lautet denn auch

„Mein Gott, man kann doch nicht gegen die Leute leben, wenn man von ihnen leben muß, oder?“ (S.250)

Wer mag da schon von Moral, Ekel vor den Nazis oder gar Humanität reden, wenn die Leute halt Nazis waren und man sein Lebensunterhalt durch die SA verdiente? Die Rechtfertigung der Nazi-Mutter ist eine zentrale Metapher für die Rechtfertigung des „tüchtigen“ deutschen Volkes, welches eigentlich ja nur lebte und sich arrangierte.⁷

Als Nazi-Kind sozialisiert

Auch Martin Walser wurde, will man dem Roman als Beleuchtung der Biographie Walsers glauben, gnadenlos im Sinne der Nazis sozialisiert.⁸ Schon als kleiner Bub wurde er mit der nazistischen Lügen-Rhetorik konfrontiert und genoß es. Für Johann brachten die SA-Versammlungen mit Radio-Übertragungen in der Kneipe der Mutter Glücksgefühle:

„Sobald Dr. Goebbels sprach, spürte Johann, daß ihm

Schauer über den Rücken hinabließen wie sonst nur in der Kirche, wenn Herr Grübel das Benedictus sang.“ (S.112)

Was Goebbels wirklich sagte, wird im Roman zu harmlosen Lobtiraden auf Adolf Hitler und das deutsche Volk verkürzt. Antisemitischen Haßtiraden werden von Walser „weggedacht“ und wegoperiert, so wie es Antisemitismus in Walsers Roman über die Nazi-Zeit im Alltag offensichtlich eh nicht gab: Das Recht des Literaten auf Beschönigen durch Weglassen, würde Martin Walser dies nennen.

Und die Nazi-Lieder, die der Nazi-Schüler Walser erlernen mußte? Die grauenvollen Texte vom „Judenblut“, das „Juda, verrecke“? All dies kommt im Roman wie selbstverständlich nicht vor.

Tatsachen sind doch eigentlich eine hartnäckige Sache. Aber Walser hat für alles eine Antwort durch seine Methode des „Wegdenkens“, wann und wo und wie es ihm paßt.

Bei seiner Wehrmachts-Vereidigung kommentiert Walser: *„Er hatte nichts gegen diese Texte, aber ihn gingen sie nichts an. So wenig wie die Texte, die sie beim Marschieren sangen. Die waren nur dazu da, daß man singen konnte.“ (S.352)*

Ein biographisch gefärbter Roman eröffnet immer die Möglichkeit zu selbstkritischer Reflexion, aber die böse Pointe dieses Romans ist, daß immer und immer wieder, wenn solch eine Möglichkeit eröffnet wird, bei Walser statt Selbstreflexion die Mechanismen der Rechtfertigung einsetzen.

Auch die Beschreibung, wie der Zirkus mit einem von Johann angehimmelten Mädchen nach nächtlichen Terror gegen einen sich kritisch äußernden Clown aus dem Dorf verjagt wird, führt zu keinem ersten inneren Bruch mit der Nazi-Ideologie und den Nazi-Akteuren. Erste, auch aus Mitleid genährte Zweifel werden erfolgreich vom Nazi-Propagandawart des Dorfes, seinem Lehrer, geglättet. Dieser warnt vor denen, „die sich in den Dienst der Feinde des deutschen Volkes stellen“.

„Johann gestand sich ein, daß er den Dummen August unterschätzt hatte. Daß der so gefährlich war, hatte er nicht bemerkt.“ (S.173)

In gewisser Hinsicht ist es die Stärke des Romans von Martin Walser, wie brutal er seine Nazi-Mutter und seine eigene nazistische Sozialisation darstellt. Doch wer den Roman kritisch liest, wird immer das trotzig „Na und!“ , denn rechtfertigenden Unterton, mal zurückhaltender mal massiver, heraushören.

Es kommt in diesem glatten Roman nicht wirklich zu Brüchen. Den Terror einfach „wegdenken“, das lernte Johann in der Nazi-Zeit bereits erfolgreich. Nach der Indoktrination, durch die Lebensweisheiten⁹ der Mutter und die schönen Gefühle bei den Goebbels-Reden und den SA-Versammlungen in der Wirtschaft, nach der Indoktrination in der nazistischen Schule¹⁰ folgt nun das Militär.

„Wegdenken“ in der Wehrmacht

Walser war in seiner Jugend, wie wir aus dem Roman erfahren, alles andere als ein Anti-Militarist. Absurder Drill nervt auch ihn, wie alle anderen, aber er meldete sich „freiwillig“.¹¹

Zum Verständnis der Sozialisation und Indoktrination Johanns gehört auch seine Schilderung des Militärs. Johann will zum Militär. „*Er wollte an die Front*“ (S.348) und wartet voll Hoffnung auf den Stellungsbefehl (S.321). Johann wird „*Oberschütze*“, (S.356) meldet sich natürlich freiwillig, aber nicht zur Flak „*weil er nicht als Drückberger dastehen wollte*“ (S.401) der sich eine leichte Einheit aussuchen will, oh nein. Walser schildert wirklich im Stil der Landser-Heftchen die Militär-Abenteuer des jungen Johann, fachsimpelt vom „*harten Gehacke der Zweizehntimeterkanone*“, (S.284) und es heißt über Johann: „*Sein Jungvolk-Schießbuch war ihm heilig*“ (S.284)¹²

Seine Dichtkunst erwachte schon damals, ohne Probleme dichtet er Tischsprüche wie:

„Die Sonne strahlt, hell ist die Welt

Wo ein Kamerad zum Kameraden hält.

.. Für uns gibt s heute nur die eine Wahl

Wir müssen härter sein als Feindesstahl“ (S.291)

Es ist ja nicht so, daß der Soldat in der Armee von den Nazi-Verbrechen nichts erfuhr, abgesehen von denen, an denen der Soldat selbst beteiligt war. Nein, Walser schildert desinteressiert von einem solchen Gespräch mit einem SA-Mann über den Novemberpogrom – der Fußschweiß des SA-Mannes störte Walsers literarisches Ego. Johann, als Soldat mehr als der mögliche Denkanstoß über die Verbrechen der Nazis im November 1938. Der etwas gestörte SA-Mann im Bett über ihm nervte Walser mit merkwürdigen Lauten, die er von sich gab, „... weil er als SA-Mann bei der Judenverfolgung mitgemacht habe... Was er denn getan habe, fragte Johann. Angezündet, sagte er und geschlagen. Geschlagen sagte Johann. ... Geschlagen dachte Johann, warum denn geschlagen. Und dieser Fußschweißgestank“ (S.357)

Die Art und Weise wie Walser die Erzählung über den Novemberpogrom in seinem Roman plaziert, einkleidet und mit einem ekelerregenden Desinteresse auf eine Stufe (oder drunter) mit dem Problem des Fußschweißes des SA-Mannes stellt, entspricht einem bösen Zynismus. Zitate Walsers im Zusammenhang gelesen, machen die Sache nicht besser, sondern schlimmer. Das, was er ausführlich alltagsorientiert schreibt und objektiv zur provokativen Bagatellisierung der Nazi-Verbrechen beiträgt, und das was er nicht schreibt, wirkt oft noch schlimmer. Die Erlebnisse der inhumanen Sozialisation, der nazistischen Erziehung und der gesamten Atmosphäre in Nazi-Deutschland, einschließlich der eben belegten Herrenmensch-Arroganz gegenüber dem Schicksal der jüdischen Bevölkerung in Deutschland, werden von Walser

wie nebenbei beschrieben. Verstanden und kritisch reflektiert hat Walser von dem, was er da geschrieben hat, nichts, muß man noch zu seinen Gunsten annehmen. Oder weiß er, was er da anrichtet? Bewußt und planmäßig?

Diese Hofierung des Verlustes einer „humanen Orientierung“, wie Ralph Giordano es 1995 in seinem Buch über die „Zweite Schuld oder Von der Last Deutscher zu sein“ nannte, wird noch deutlicher in der Schlüsselszene des Romans, der entscheidenden Schlüsselszene, in der er gegen das Wort von Günter Grass¹³ den Begriff des „Wegdenkens“ aus der Taufe hob, bevor er ihn in der Paulskirche erneut mobilisierte.

„Wegdenken“ und sich gegen die – Angst der – Juden wehren

Nachdem Walser schon beschrieben hatte, daß ein Jugendlicher mit dem Namen Wolfgang aus der HJ ausgeschlossen wurde, weil seine Mutter Jüdin war, schildert Walser gegen Schluß des Romans, wie er nach Ende der Nazi-Diktatur Wolfgang wieder trifft. Mit einer gewissen Zutraulichkeit, die Johann recht schroff zurückweist, erzählt Wolfgang ihm, wer im Widerstand war und von den Nazis verfolgt wurde, wer noch als Jude vom Nazi-Terror bedroht und betroffen war – alles Dinge, die Johann gar nicht wirklich wissen will. Im Gegenteil, er wittert nur wieder Vorwürfe, warum er das nicht wisse, obwohl Wolfgang keinerlei Vorwürfe erhebt. Es heißt im Roman: „*Er hatte gespürt, daß Wolfgang, was er ihm erzählt hatte, erzählt hatte, weil Johann das wissen müsse. Vielleicht meinte Wolfgang, daß Johann ein Vorwurf zu machen sei, weil er all das nicht gewußt, nicht gemerkt hatte. Johann wehrte sich gegen diesen vermuteten Vorwurf. Woher hätte er wissen sollen, daß Frau Haensel Jüdin ist? Er wollte von sich nichts verlangen lassen. Was er empfand, wollte er selber empfinden. Niemand sollte ihm eine Empfindung abverlangen, die er nicht selber hatte. Er wollte leben und nicht Angst haben.*“ (S. 401)

Hier wird der von den Nazis sozialisierte Johann sozusagen „antiautoritär“ – und zwar gegenüber den Verfolgten des Nazi-Regimes. Von „denen“ läßt er sich nicht befehlen – obwohl die ihm gar nichts befehlen. Es geht einfach darum, daß die Nazi-Erziehung und Sozialisation erreicht hat, daß Johann als Jugendlicher ähnlich wie Martin Walser heute nicht die einfachsten menschlichen Regungen der Empathie und der Solidarität mit den Opfern des Nazi-Regimes empfinden und vermitteln können.

Im ganzen Roman hat Johann keine wirkliche Angst vor den Nazis empfunden, deren Terror berührte ihn gar nicht, oder zumindest nicht lang und nicht tief. Nun aber entwickelt er Angst, Angst vor der jüdischen Mutter seines Mitschülers Wolfgang.

„Die Angst, in der Wolfgangs Mutter gelebt hatte, weil der Lehrer sie hat abholen lassen wollen.“

Und weiter :

„Frau Landsmann würde ihn mit ihrer Angst anstecken, das spürte er. Er mußte wegdenken (Hervorhebung B.O.) von ihr (! B.O.) und ihrer Angst. Eine Angst gebiert die nächste. Nicht ist so sicher wie das.“ (S.401)

„Wegdenken“ – nicht nur von der Angst, nein auch von den Verfolgten und Opfern selbst! Und zum ersten Mal wehrt sich Johann, aber gegen wen wehrt er sich? Er wehrt sich gegen die Opfer und ihre Angst, wehrt sich gegen die überlebenden Juden.¹⁴

Der Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung, Prof. Dr. Wolfgang Benz, prägte den Begriff des „sekundären Antisemitismus“.

Damit ist der „Antisemitismus nach und wegen Auschwitz“ gemeint, ein anderer, latenter, aber sehr wohl verletzender und folgenreicher Antisemitismus, da er sich mit den Urquellen des deutschnationalen-völkischen Antisemitismus und anderen Quellen des Antisemitismus trefflich verbinden kann. Das zynisch gefärbte, aber in vielerlei Hinsicht so treffende Wort „Die Deutschen werden den Juden Auschwitz nie verzeihen“ spiegelt den Mechanismus wieder, den Martin Walser in der Schlüsselszene seines Romans anwendet.

Nicht die aktive Überwindung von noch verständlicher Scheu den Verfolgten und Opfern gegenüber wird als Möglichkeit angedeutet, sondern Abwehr, Unterstellung und das Generalrezept des Verdrängens und „Wegdenkens“ bilden die kalte und inhumane Krönung des Romans, den Walser selbst wohl als Krönung seines Lebenswerkes betrachtet.

Mitleid mit den tätowierten SS-Männern

Kalt und gefühllos? Nicht gegenüber „seinen“ Leuten aus dem Dorf, die nicht verfolgt wurden. Er empfindet durchaus Mitleid – mit den SS-Leuten.

Zu den schauerlichsten Darstellungen dieses Walser Romans gehört es, wenn er Mitleid mit den unter den Achseln tätowierten SS-Leuten plausibel machen will: Der SS-Mann „Gottfried“ hatte das Problem, ob er sich angesichts eines Armdurchschusses die SS-Nummer noch einmal eintätowieren lassen sollte oder nicht. Johann kommentiert:

„Er hatte, so oft von dieser SS-Tätowierung unterm linken Oberarm geredet wurde, immer eine Art Mitleid empfunden mit jedem, der so gebrandmarkt war.“ (S.345)

Daß nicht nur die Walsers Paulskirchen-Rede, sondern auch seine schriftstellerischen Leistungen das hohe Lob der „Deutschen Nationalzeitung“ gefunden hat, das hat Walser möglicherweise gar nicht gewollt. Es wundert jetzt vielleicht aber doch weniger.

„ ... und sie sind glücklich dabei.“

So oder so, Walser weiß angeblich, wie es damals war, und er meint über die Mittel zu verfügen, es auch in der richtigen „Dosierung“ mitzuteilen, – für jeden etwas, aber nicht gleichviel.

Daß Unterfangen Walsers, sich mit seiner eigenen Nazi-Sozialisierung auseinanderzusetzen endet wie das Unternehmen von Melita Maschman¹⁵, Helmut Schmidt, Rudolf Augstein und Joachim Fest.

„Glückliche Jahre“¹⁶ – um angesichts von massenhaften Mord und Totschlag, täglicher Volksverhetzung, Krieg, Blut und Dreck diesen Tenor über die Nazi-Zeit aufrecht erhalten zu können, sind schon einige sprachliche und psychologische Operationen nötig.¹⁷ Für Menschen wie Walser, die sich subjektiv nicht für Lügner handeln, wenn sie nur Halbwahrheiten präsentieren, gibt es im Grunde gar keine Wahrheit über die Vergangenheit, ein sophistischer Relativismus, der jeden Vergangenheits-Fälscher philosophisch rehabilitiert, ja sogar zum Philosophen erheben könnte. Diese böse Pointe des „Wegdenkens“ als Schlüsselbegriff des Schlußteils des Romans wird von Walser mit seinem „Hauslehrer“ Nietzsche¹⁸ im Hintergrund sozusagen philosophisch begründet. Im Jargon der „Eigentlichkeit“ philosophiert Walser, daß es keine Vergangenheit „als solche“ gabe.¹⁹

Die Verdrängung als Programm wird im Roman so aus dem Mund Johanns folgendermaßen formuliert:

„Er wollte nicht bestreiten, was rundum als entsetzlich sich aufstaut. Aber er wollte sich nicht verstellen. Und er hätte sich verstellen müssen, wenn er getan hätte, als erreichte ihn das Entsetzliche. Es erreichte ihn nicht.“ (S.388-389)

„Jeder Tag, an den er sich erinnerte, war der schönste Tag in seinem Leben. Andere Tage ließ er gar nicht zu.“ (S.389)

Über seine Art des Umgangs mit der Vergangenheit, den er anderen unterstellt, heißt es im Roman:

„Je direkter ich mich ihr nähere, desto deutlicher begegne ich statt der Vergangenheit dem Motiv, das mich gerade jetzt heißt, die Vergangenheit aufzusuchen“ (S. 282)

In der Paulskirchenrede hält sich Walser an dieses Axiom, das er anderen vorwirft, aber selbst benutzt: Um des lieben Friedens Willen, Schluß mit den alten Geschichten, Schluß mit der angeblichen „**„Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken“**“, weg mit „**„Drohroutine“**“ und „**„Moralkeule“**“.

Das eigentlich hochinteressante Problem bei den Erinnerungen von in der Nazi-Zeit groß gewordenen Autoren ist, ob sie aus der ständigen Gefahr der Rechtfertigung herausfinden und ob sie aus der ständigen Gefahr der Übernahme von nazistischen Begrifflichkeiten und eingespielten nazistischen Wertungen herausfinden.²⁰

Es gibt einige wenige deutsche Autoren, die zumindest bewußt über ihre Rolle als nazistisch Indoktrinierte reflektiert haben.

Gunther de Bruyn schaltet in „Zwischenbilanz – Eine Jugend in Berlin“ bewußt kritische Reflexionen in seine Erinnerungen ein, andere Schriftsteller wie Franz Fühmann schildern schonungslos ihre moralische Verwahrlosung durch die nazistische Indoktrination.²¹

Von Bedeutung sind in diesem Zusammenhang die Analysen und Überlegungen von Rolf Hochhuth.²² Er charakterisiert die Methode der Verleugnung, die von besonderem Gewicht auch für die Gespräche und Beurteilung von Erinnerungen mit sogenannten „Zeitzeugen“, die das Lügen durch die NS-Erziehung erlernt haben. Seine Einschätzung ist kurz und klar: „... die meisten lügen natürlich.“ Hochhuth schreibt:

„Ich kalkuliere, die Hälfte von allem, was alle sagen, darf man glauben – wer aber sagt mir, welche Hälfte? Denn die vorsätzlich lügen, sprechen am überzeugendsten, weil sie nun schon seit Ende der Hitler-Zeit ihre Version erzählen; das übt nicht nur, das drängt sich sogar als Wahrheit auf – und zwar auch den Lügner selbst! Die Schlimmsten glauben sich bereits jedes Wort. Ihre Berichte sind Triumphe der Willenskraft über das Gedächtnis.“ (S. 190)

Es sollte interessant sein, zu prüfen, ob nicht auch Walser Roman hier von Rolf Hochhuth treffend charakterisiert wird: „Triumph der Willenskraft über das Gedächtnis.“

„Nie für möglich gehalten, die Seite der Beschuldigten zu verlassen“

Walser ist nicht ehrlich, wenn er in der Paulskirchen-Rede behauptete, er habe es „nie für möglich gehalten, die Seite der Beschuldigten zu verlassen“. Das ist eine der Ankündigungen, bei denen man gleich spürt, daß sie unsinnig sind, etwas verbergen sollen.

Ganz bewußt verdreht Walser das Problem. Die Position der Solidarität und Empathie mit den Verfolgten und den Opfern des Nazi-Regimes einzunehmen ist eine Sache, die Verleugnung der eigenen Vergangenheit und die der Eltern, mal durch Verharmlosung, mal durch Rechtfertigung, ohne Hemmungen jedoch auch durch phantasievolle „Identifizierung“ mit den Opfern des Nazi-Regimes ist eine ganz andere Sache.

Es geht Walser natürlich darum, sich und die Seinen, die „normale“ deutsche Bevölkerung als Opfer darzustellen. Er selbst geniert sich wenig dabei, sich gar in der Rolle des „Juden“ darzustellen.

Walser erklärt gegen Reich-Ranicki, der seinen Roman kritisiert hatte, in der SZ vom 20. September 1998:

„Die Autoren sind die Opfer und er ist der Täter. Jeder Autor, den er so behandelt, könnte zu ihm sagen: Herr Reich-Ranicki, in unserem Verhältnis bin ich der Jude“ Reich-Ranicki zitiert diese Passage und kommentiert in der FAZ am 2.2.1998:

„Wollte Walser ein Gleichheitszeichen setzen zwischen der Verurteilung eines Romans und der Vergasung eines

Menschen? Nein, das wollte er mit Sicherheit nicht, denn er ist nicht wahnsinnig.“

Nein, wahnsinnig ist Walser nicht. Er ist ein ganz und gar **deutscher** Schriftsteller.

1 Dieser Artikel ist das überarbeitete Manuskript des Redebeitrags auf der Veranstaltung der GEW Frankfurt am Main am 26. Januar 1999. Insbesondere Belege, aber auch während des Vortrags ausgelassene Gedankengänge wurden in Anmerkungen notiert.

2 Walser erklärte: „Da wird meinem Roman „Ein springender Brunnen“ vorgeworfen, darin komme Auschwitz nicht vor. Wenn das festgestellt wird, dann empfinde ich das als eine Instrumentalisierung von Auschwitz.“ (FAZ, 14.12.98)

3 Der Vorsitzende der IG Medien erklärte in einem „Scharfen Protest mit dem Titel: „Detlef Henschel stellt sich vor Martin Walser“ zu einer Veranstaltung der GEW-Frankfurt, er sei erschrocken über „Stil und Maßlosigkeit“ der Verunglimpfung. Bezug war gar nicht die Versammlung selbst, sondern die bloße Einladung zur Veranstaltung, auf der deutsch-nationale, antiziganistische und antisemitische Mechanismen dargestellt und die gewollte oder ungewollte Unterstützung solcher Mechanismen durch Walser zur Diskussion gestellt wurden.

4 „Nichts macht so frei wie die Sprache der Literatur.“ (FR vom 12. Oktober 1998)

5 So heißt es Bei Thomas Steinfeld in der FAZ vom 26.9.1998 „Hier soll der Vergangenheit unparteiisch zu ihrem Recht verholfen werden“

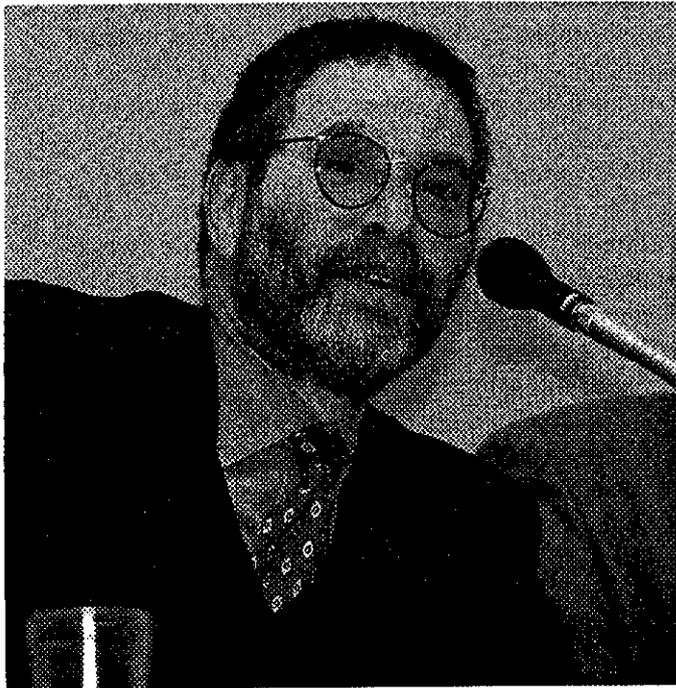
6 Im Spiegel-Interview mit Augstein räumt Walser ein, daß er diesen Umstand im Roman, weil es angeblich „kompositionell“ besser passe, geschönt habe, in Wirklichkeit sei seine Mutter noch früher in die Nazi-Partei eingetreten. „Aber daß seine Frau 1932 in die Partei eingetreten ist, hat er nicht verhindert, konnte er wohl nicht, weil er zur Abwendung von Konkurs und Zwangsversteigerung nichts beitragen konnte. Die Mutter aber, eben durch den Beitritt in die Partei, sehr viel. Sie hat uns gerettet.“ (Der Spiegel 45/98) „Naja, meine Mutter ist ja in der Partei gewesen, nicht erst Weihnachten 32/33 eingetreten wie in meinem Buch – wo dieser Zeitpunkt kompositionell passte –, sondern noch früher. Ihr war klar geworden, daß Hitler die Vorsehung ernst nimmt, den Herrgott.“ (Der Spiegel 45/98, S.58)

7 Joachim Rohloff zitierte Walser in einem Interview 1986. Walser habe dort berichtet daß der Arbeitstitel des autobiographisch gefärbten Romans lauten sollte: „Der Eintritt meiner Mutter in die Partei“. Laut Joachim Rohloff erklärte Walser 1986: „Wenn es mir gelänge zu erzählen, warum sie in die Partei eingetreten ist, dann hätte ich die Illusion, ich hätte erzählt, warum Deutschland in die Partei eingetreten ist.“ (Siehe Joachim Rohloff, Ein alemanisches Idiotikon, KONKRET 2/1999 S.22)

8 1938 erschien in New York das Buch „School for Barbarians. Education under the Nazis“ von Erika Mann, das im selben Jahr in Amsterdam auch auf deutsch herausgegeben wurde, und zwar unter dem Titel „Die Schule der Barbaren“. Die Fragestellung lautete zunächst: War die nazistische Erziehung zum mörderischen Herrenmenschentum erfolgreich?

Erika Mann geht von drei Kreisen, von drei wesentlichen Bereichen der Sozialisation des Kindes in der NS-Zeit aus: der Familie, der Schule und der Hitlerjugend. Sie faßt zusammen: „...ist das deutsche Kind schon heute ein Nazi-Kind und nichts weiter. Die Schule, die es besucht, ist eine Nazi-Schule, die Jugendorganisation, der es angehört, ist eine Nazi-Organisation, die Filme, zu denen man es zuläßt, sind Nazi-Filme, und sein Leben gehört ohne Vorbehalt dem Nazistaat. (S. 18) „Das Kind geht durch die Nazi-Straße als ein Nazi-Kind. Nichts dort ist ihm auffällig, nichts der Erwähnung wert, oder gar der Kritik.“ (Erika Mann 10 Millionen Kinder, Die Erziehung der Kinder im Dritten Reich. München 1989, S.18, S.23) Schon der Schulweg führe die Kinder an antisemitischen Plakaten, an Hakenkreuzen und Aufschriften wie „Juden ist der Eintritt verboten“, „Juden sind hier unerwünscht“ vorbei. Ein Kind

- könne die Bedeutung all dessen nicht wirklich erfassen (siehe S. 22 f.) „Ihnen ist jedes Gefühl für Recht und Menschlichkeit genommen; ihnen fehlt bis auf weiteres der Sinn, nach dem wir alle leben, der unser Gleichgewicht bestimmt und kraft dessen wir aufrecht gehen durch diese Welt, – der Sinn für die Wahrheit.“ (S. 120)
- 9 „Daß sich Johann jeden Abend, bevor er sich ins Bett legte, noch bückte und schaute, ob nicht ein Zigeuner oder sonst ein Bedrohlicher unter dem Bett liege, das hat er von der Mutter gelernt, übernommen, beibehalten...“ (S. 314)
- 10 Daß in den Nazi-Schulen verhetzt, Mord und Totschlag, ja Menschenverbrennung in Theateraufführungen vorgeübt wurde, schildert Walser ungerührt mit der Kälte eine nazistisch sozialisierten Kindes bei der Aufführung des Nazi-Theaterstückes „Schlageters Tod“, in dem ein Anti-Deutscher gequält und schließlich zum Sprechchor „Deutschland erwache“ verbrannt wurde. (S. 191)
- 11 Martin Walser erklärt Augstein sein Verhalten so: „Jetzt paßt auf Rudolf, wenn ich mir das heute zu erklären versuche, warum ich mich freiwillig gemeldet habe – ich war 16 Jahre alt – dann komme ich nur darauf, daß ich die Leute damals, die sich gedrückt haben, verachtet habe ... Wenn Du glaubst, daß die Leute, die sich freiwillig gemeldet haben automatisch Nazis waren, dann bist Du in einer Verblendung ... Wer sich freiwillig meldet in diesem Krieg, der hat doch nichts mit Politik zu tun.“ (Spiegel 45/98, S. 58)
- 12 Joachim Rohloff zitierte in jungle world Nr. 42 vom 14. Oktober 1998 Martin Walser zur Wehrmachtsausstellung: „Die Soldaten, die sich haben erschießen lassen, die haben doch gar nicht gewußt, daß es Auschwitz gibt. Die haben doch nicht das Gefühl gehabt, daß sie Auschwitz verteidigen sollen. Deshalb darf man nicht nachträglich sagen: Die haben Auschwitz ermöglicht.“
- 13 Günter Grass erklärte 1990: „Wer gegenwärtig über Deutschland nachdenkt und Antworten auf die deutsche Frage sucht, muß Auschwitz mitdenken.“ Grass bekräftigte diese Äußerung ausdrücklich gegen Martin Walsers Paulskirchen Rede in einem Gespräch mit der Zeitschrift DIE WOCHE vom 24.12.1998.
- 14 Eine Variante ist auch, daß Walser Bubis im FAZ-Gespräch untersagen will, bei Nazi-Anschläge gegen Vietnamesen und Roma zu protestieren: Warum? „Ich glaube, ich habe Sie im Fernsehen gesehen in Lichtenhagen bei Rostock. Jetzt frage ich Sie, als was waren Sie dort? ... Denn ich sah Ihr empörtes, ergriffenes Gesicht, begleitet vom Schein der brennenden Häuser, das war sehr heroisch.“ (FAZ, 14.12.98) Bubis antwortet „das hat bei mir schlimme Erinnerungen wachgerufen“ und Walser erklärt dann: „Ja, aber verstehen Sie, wenn Sie auftauchen, dann ist das sofort zurückgebunden an 1933. ... Ich will nur sagen: Wenn Sie irgendwo auftauchen – das meine ich – dann kommen die, das ist Neonazismus“ (FAZ, 14.12.98)
- 15 Das Buch „Fazit“ der BDM-Führerin Melita Maschmann erschien mit dem Untertitel „Kein Rechtfertigungsversuch“ zunächst 1963 und wurde in vielen Auflagen, die fünfte Auflage erschien 1983, nachgedruckt. Es ist sicherlich auch richtig, wenn festgestellt wird: „Diejenigen, die dabei waren und die sich um Abstand und kritische Wertung bemüht haben, müssen jetzt reden.“ (S. 241) Maschmann hat das getan, aber ähnlich wie Walser. Als Ziel ihres Buches beschreibt Maschmann, daß es ihr darum geht, Sympathie zu wecken und Vertrauen zu bewirken. Nur so könne es gelingen, daß es „Juden und Deutschen vielleicht trotz allem und allem wieder ermöglicht, einander zu lieben“ (S. 235). Diese „verzeihende Liebe“ (S. 231) ist es, was Maschmann erreichen wollte. Damit schafft sie es, den Spieß umzudrehen und jene, die den führenden NS-Tätern nicht verzeihen wollen, in eine bestimmte Rolle zu drängen, in die Rolle der „böartigen Juden!“, die nicht „vergessen und vergeben“ wollen. Es war der Schriftsteller Heinrich Böll, der beim Lesen dieses Rechtfertigungsbuches von Frau Maschmann kommentierte (und zu Walser ähnlich kommentiert hätte) „... es stellte sich nicht ein, was ich erwartet hatte: die tiefe Verachtung wiederzufinden, (Böll 1964: Besprechung Melita Maschmann „Fazit“. In: Heinrich Böll: Aufsätze, Kritiken, Reden. Bd. 2. 1977, S. 61–64S. 61) Für Böll ist dieses Buch mit seinem „verlogenen wirkenden Bericht“ (S. 63) dennoch wichtig. Böll formuliert hart, aber klar: „Seine Wichtigkeit besteht in der Erkenntnis, daß Sprache, Syntax, Ausdruck und Stil der Befallenen uns nichts, gar nichts erklären können.“ (S. 63) Böll diagnostiziert, daß dieses Buch eine „blutige und feige, verantwortungslose Nichtigkeit, der keine andere Attitüde blieb als die der Verstocktheit“ (S. 63) offenbart. Böll gelingt es, deutlich herauszuarbeiten, daß die Erkenntnis der Verstocktheit und Inhumanität solcher autobiographischer Rechtfertigungsversuche das Wesentliche ist, daß solche Bücher jedoch keinesfalls unmittelbar, sondern nur durch die Kritik zur Aufklärung über Ursachen und Phänomene der NS-Diktatur beitragen können.
- 16 Rudolf Augstein, der einflußreiche Ex-Herausgeber des „Spiegel“, erinnerte sich an früher: „Ich hatte, trotz der Nazi-Herrschaft, eine glückliche Schulzeit. Es gibt auch nur wenige Dinge aus dieser Zeit, derer ich mich zu schämen hätte.“ (Geert Platner, „Schule im Dritten Reich. Erziehung zum Tod.“, Köln 1988, S. 39.) Rudolf Augstein als „Zeitverdränger“. Er rechtfertigt die eigene Biographie, stellt sie so dar, daß – wenn überhaupt – „nur wenige Dinge“ übrigbleiben, derer er sich „zu schämen hätte“ – und auch das nur im Konjunktiv. Zur gleichen Tendenz neigt Joachim Fest, Herausgeber der FAZ. Nicht zufällig verwendete er für einen Beitrag über seine Schulzeit die Überschrift „Glückliche Jahre“. „Vielleicht täuscht und schön die Erinnerung. Aber ich denke an die Schulzeit im Dritten Reich nicht ungerne zurück.“ (Zitiert nach Reich-Ranicki (Hrsg.) 1982: Meine Schulzeit im Dritten Reich, S. 183) Un-
- willkürlich assoziiert man hier die Passage in der Rede Hitlers, in der er davon spricht, die Jugendlichen für ihr ganzes Leben zu prägen, so daß sie nicht mehr frei werden ihr ganzes Leben lang und hinzugefügt: „Und sie sind glücklich dabei.“
- 17 In der Paulskirchenrede nimmt Walser recht unverföhren die Freiheit des Literaten zur Lüge für sich in Anspruch und formuliert nach dem unsäglichen Credo „Nichts macht so frei wie die Sprache der Literatur“ seine Methode der Vertuschung: „da mobilisiere ich furcht- und behutsam sprachliche Verbergungsroutine jeder Art.“
- 18 Von Friedrich Nietzsche spricht Walser als „meinem Hauslehrer“ (FAZ Magazin. Vom 19.10.1998, S.59) Auch der Titel des Buches „Ein springender Brunnen ist aus Nietzsches Zarathustra (Siehe Roman S. 164)
- 19 „Die Vergangenheit als solche gibt es nicht. ... Wir können nicht zugeben, daß es nichts gibt als die Gegenwart.“ (S. 281–283)
- 20 Hitler schildert die nazistische Sozialisation wie folgt: „Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln, und wenn diese Knaben mit zehn Jahren in unsere Organisation hineinkommen und dort oft zum ersten Male überhaupt eine frische Luft bekommen und fühlen, dann kommen sie vier Jahre später vom Jungvolk in die Hitlerjugend, und dort behalten wir sie wieder vier Jahre. Und dann geben wir sie erst recht nicht zurück in die Hände unserer alten Klasse und Standeserzeuger, sondern dann nehmen wir sie sofort in die Partei, in die Arbeitsfront, in die SA oder in das NSKK und so weiter. Und wenn sie dort zwei Jahre oder anderthalb Jahre sind, und noch nicht ganze Nationalsozialisten geworden sein sollten, dann kommen sie in den Arbeitsdienst und werden dort wieder sechs Monate geschliffen ... und was dann nach sechs oder sieben Monaten noch an Klassen- und Standesdünnel da oder dort vorhanden sein sollte, das übernimmt die Wehrmacht zur weiteren Behandlung auf zwei Jahre. Und wenn sie nach zwei, drei oder vier Jahren zurückkehren, dann nehmen wir sie, damit sie auf keinen Fall rückfällig werden, sofort wieder in die SA, SS und so weiter, und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben und sie sind glücklich dabei.“ (Adolf Hitler, Rede vor Kreisleitern in Reichenberg am 2.12.1938. Abgedruckt im „Völkischen Beobachter“ vom 4.12.1938. Zitiert nach Karl Borchering, Wege und Ziele politischer Bildung in Deutschland, München 1965, S. 57, Hervorhebung B.O.)
- 21 Besonders eindrucksvoll der Bericht von Franz Fühmann über seine Beteiligung am Novemberpogrom 1938 (In: Meine Schulzeit im Dritten Reich – Erinnerung deutscher Schriftsteller, herausgegeben von Marcel Reich-Ranicki, Köln 1982)
- 22 Rolf Hochhuth: Wer eine Geschichte erzählt In: Niethammer (Hrsg.) 1980: Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis, S. 187–192. Zuerst in: Rolf Hochhuth: Eine Liebe in Deutschland. Reinbek, 1978.



Moritz Neumann

„Der 27. Januar als Jahrestag der Befreiung Auschwitz und das Gedenken heute“

Meine Damen und Herren,

erlauben Sie mir zunächst eine Vorbemerkung, weil ich ärgerlich bin über die Presseerklärung, die von Detlef Hensche, dem Vorsitzenden der IG Medien, heute herausgegeben wurde, in der er diese Veranstaltung heute abend kritisiert – und sich sehr wortgewaltig vor Martin Walser stellt. Ich bin deswegen ärgerlich, weil ich mich partout nicht erinnern kann, von Detlef Hensche, der Vorsitzender jener Gewerkschaft ist, der auch ich aus alter Verbundenheit noch immer angehöre, und von dem ja als kritischer Geist oft zu sehr unterschiedlichen Vorgängen Stellungnahmen zu vernehmen sind, ein Wort der kritischen Distanz nach der Walser-Rede in der Paulskirche gehört zu haben. Daß die Bundesvorsitzende der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft in das gleiche Horn tönt und sich ebenfalls per veröffentlichter Erklärung gegen ihre Frankfurter GEW-Kollegen stellt, erscheint mir in diesem Zusammenhang ein Ausdruck modernen Befehlsempfangs zu sein und deshalb von nur nachgeordneter Bedeutung.

Die Planung des heutigen Abends hat es so gewollt, daß ich hier nicht wesentlich über Walser sprechen und mich mit seinen so sehr fragwürdigen Äußerungen nicht näher beschäftigen soll. Ich hoffe, daß ich damit Ihre Erwartungen nicht allzusehr enttäusche. Ganz an Walser kommen wir nun aber doch nicht vorbei. Aber nach dem Einladungsschreiben für diesen Diskussionsabend wollte es die Regie, daß ich auch Stellung nehme und meine Auffassung erläutere zu dem Tag, den wir morgen begehen und

aus dessen Anlaß wir heute zusammensitzen, nämlich des neuen deutschen Gedenktages, des Tages der Befreiung von Auschwitz.

Die Frankfurter Mitscherlichs haben vor vielen Jahren ein Buch veröffentlicht, daß möglicherweise nicht ganz so viele Leute gelesen haben, aber dessen Titel ganz viele Leute kennen, nämlich: Die Unfähigkeit zu Trauern. Dieser Titel, nicht der Inhalt des Buches und seine Thesen, ist es, den ich in diesem Zusammenhang aufgreifen möchte. Denn für mich verbindet sich mit dem 27. Januar, dem Holocaust-Gedenktag, nicht nur Trauer, sondern besonders auch Freude. Freude an den Tag, an dem meine selige Mutter als Gefangene und Todgeweihte in Auschwitz befreit wurde. Wenn es für viele andere Menschen, die diese sehr persönliche Freude in ihrer Familiengeschichte nicht aufweisen können, schon nicht um unmittelbar Trauer am 27. Januar geht, dann sollte es für sie aber auf jeden Fall um das Gedenken gehen, um das Gedenken an die Millionen Opfer und an die zahllosen Verbrechen, die im Namen Deutschlands verübt wurden.

Aber das Wort von der Unfähigkeit zu Trauern dokumentiert ja eigentlich etwas ganz anderes, nämlich die Unwilligkeit, sich zu erinnern. Und die ist hierzulande nach meinen Beobachtungen vielfältige spürbar. Ich möchte Ihnen dafür ein paar Beispiele nennen:

Die Unwilligkeit, sich zu erinnern, und die Unwilligkeit, sich mit dem Thema des Holocaust mehr als nur oberflächlich zu beschäftigen, beginnt bereits in der Schule. Es sind ja sehr viele von Ihnen Lehrer. Entweder können Sie das jetzt nachempfinden, was ich sage, oder Sie werden mir gleich heftig widersprechen. Aber es ist meine gesammelte Erfahrung in all den zurückliegenden Jahren, in denen ich als Gesprächspartner oder Vortragender eingeladen worden war, um mit Schülern über die Nazizeit und die Judenverfolgung zu diskutieren.

Ich habe nach einigen Jahren engagierter Mitwirkung Schluß gemacht mit dieser sehr verantwortungsvollen Aufgabe, der ich mich aber nicht mehr gewachsen glaubte und der ich mich auch nicht mehr stellen mochte, weil mir die Gefühlskälte, die mir immer wieder entgegen schlug, für mich von einem bestimmten Punkt an nicht mehr zu ertragen war. Deswegen habe ich einen so ungeheuren Respekt vor Frauen wie Trude Simonsohn, die solche Erfahrungen zwar auch machen müssen, die aber nicht nachläßt in ihrem Bemühen um Aufklärung und unablässig diese selbst angenommene Aufgabe wahrnimmt. Ich habe ihr selbst wiederholt gesagt, daß ich sie für dieses Engagement, diese Verpflichtung gegenüber dem Geschehen der Vergangenheit so ungeheuer bewundere, daß ich selbst aber die Kraft dafür nicht länger aufbringe.

Da paßt es zum genannte Beispiel Schule ganz gut, was heute die Frankfurter Rundschau schreibt. Die Überschrift allein: „Auschwitz-Gedenktag kein Thema für die Schulen“, ist ja schon so vielsagend. Kein Thema also - was wollen Sie mehr. Und dann lese ich noch, daß der Leiter der Max Beckmann Schule in Bockenheim erklärt hat, es gebe am Ende des Schulhalbjahres nun einmal sehr viele Notenkonferenzen und Besprechungen, so daß der Termin des 27. Januar da einfach unpraktisch sei. Seither sinne ich über eine verpasste Gelegenheit nach: Ich hätte mir gewünscht die Möglichkeit gehabt zu haben, der Roten Armee damals, als sie auf dem siegreichen Vormarsch war, zu sagen, sie solle sich doch bitte schön einen anderen Termin für die Befreiung von Auschwitz aussuchen. Am besten einen Termin, der später auch in den verwaltungstechnischen Ablauf unserer Schulmeister paßt.

Schulen, meine Damen und Herren, sind aber nur ein Beispiel. Ein anderes Beispiel ist die Debatte um das Holocaust-Denkmal in Berlin, die vielleicht in Wirklichkeit gar keine Debatte ist, sondern auch wieder nur ein Ausdruck von Unwilligkeit zu gedenken.

Was hat die aufmüpfige Lea Rosh da den Mächtigen in dieser Republik angetan. Seit Jahren müssen sie sich nun wegen eines nicht gebauten Holocaust-Denkmal her-

umstreiten und sich immer neue Argumente einfallen lassen, warum sie das Denkmal eigentlich gar nicht wollen. Und als Krönung wird das alles dann auch noch ästhetisch begründet. Ästhetisch! Himmel noch mal, wenn ich es nicht will, dann sage ich das auch! Sollte es wirklich gewollt sein, dann wäre es längst schon da!

A propos gewollte Mahnung, Gedenken und Erinnerung. Schauen Sie jetzt bitte einmal auf den Holocaust-Gedenktag, an morgen. Dieser Tag ist im Jahre „50 danach“ installiert worden. Im Jahre „50 danach“! 50 Jahre hat man also gebraucht, einen solchen Tag einzurichten - und wie oft haben Repräsentanten jüdischer Organisationen oder der Zentralrat der Sinti und Roma darauf hingewiesen, daß es der Republik eigentlich ganz gut anstünde, sich in Form eines institutionalisierten Tages - und im Land der Täter - des größten Verbrechens der Menschheitsgeschichte zu erinnern. Und trotzdem hat es immer noch so furchtbar lange gedauert, bis er denn dann endlich geschaffen wurde. Wenn ich dann aber in die Zeitung schaue und erkennen muß, wie dieser Tag tatsächlich begangen oder nicht begangen wird, zumal von denen, die irgendwann mal Verantwortung auch für die Historie ihres eigenen Landes tragen sollen, dann mache ich mir schon mal Gedanken über den Wert und die Bedeutung dieses Gedenktages.

Ein anderes Beispiel. Da ist mal ein Vorstand der Jüdischen Gemeinde zu einem Oberbürgermeister gekommen, um ihn zu bitten, seine Stadt möge der Jüdischen Gemeinde doch behilflich sein, ihr neues Gemeindeleben zu erweitern und auf diesem höheren Niveau möglichst auch zu stabilisieren. Diese Entfaltung jüdischen Lebens ist zahlenmäßig jetzt überhaupt erst durch Zuwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion möglich geworden. Und so wurde in diesem Gespräch darauf hingewiesen, daß die Jüdische Gemeinde auch deshalb der Hilfe bedürfe, weil sie selbst finanziell dazu kaum etwas beitragen könne, weil es eben heute nicht mehr so sei, wie es einmal war. Wenn es die Nazizeit nicht gegeben hätte, wenn unsere Gemeinden nicht zerstört worden wären, sondern sich kontinuierlich hätten entwickeln können, so wurde in dem Gespräch erläutert, dann brauchten heute keine Delegation bei einem Magistrat vorstellig zu werden und nicht Klinken zu putzen. Worauf der Oberbürgermeister antwortete: „Hören Sie mir auf mit Erinnerungen. Mit Erinnerungen laufen Sie bei mir gegen eine Wand!“

Möchten Sie noch ein Beispiel? Morgen also ist der Holocaust-Gedenktag. Als ich heute früh von Darmstadt nach Frankfurt fuhr, sah ich ein Plakat, auf dem für Morgenabend zu einer Wahlveranstaltung mit dem Fraktionsvorsitzenden Schäuble eingeladen wurde. Mit dem passenden Titel zudem: „CDU mitten im Leben“. Diese

Veranstaltung am Abend des Holocaust-Gedenktags findet demnach zeitgleich mit jener Gedenkveranstaltung statt, zu der die Stadt Darmstadt, auch die örtliche CDU, gemeinsam mit der Evangelischen Kirche eingeladen hat. Zeitgleich! Da kann sich jeder ausrechnen, daß ein Teil des potentiellen Publikums garantiert nicht kommen wird. Nun findet aber die Konkurrenz-Veranstaltung mit Herrn Schäuble am Holocaust-Gedenktag in einem Haus statt, daß den Namen „Haus der Geschichte“ trägt. Passender könnte es gar nicht sein. Denn das sagt doch nun wahrlich viel über das allgemeine Geschichtsbewußtsein.

Und schließlich noch ein Beispiel. Betrachten Sie bitte einmal die immer noch aktuelle Debatte über die Sklavenarbeiter während der Nazi-Zeit und ihre immer noch nicht erfolgte Entschädigung. Tucholsky hat mal notiert, wenn in Deutschland einer bei Glatteis ausrutscht und auf die Nase fällt, dann steht er auf und überlegt sich, wen er dafür verklagen kann. Wenn jedoch die einst dem Tode nahen Sklavenarbeiter aus den Konzentrationslagern mehr als 50 Jahre danach sich überlegen, mit einer Sammelklage ihre berechtigten Forderungen nun endlich vielleicht doch noch durchzusetzen, in den letzten Jahren ihres Lebens immerhin noch, dann kriegen Sie zur Antwort: „So sind sie halt, die Juden. Die sind immer hinter dem Geld her.“ Wobei geflissentlich übersehen wird, daß die meisten derer, die jetzt klagen wollen, gar keine Juden sind. Was aber an ihren zu recht bestehenden Ansprüchen gegen die Industrie kaum etwas ändern dürfte.

Wir sehen, daß es hierzulande und im Zusammenhang mit Gedenken und mit Erinnerungen eine ausgeprägte Fähigkeit gibt, zu relativieren, aufzuwiegen und zu vergleichen. Das vielleicht eindringlichste Beispiel dafür war ja der sogenannte Historikerstreit, der ja nun wirklich kein intellektuelles Ruhmesblatt, sondern eher ein intellektuelles Feigenblatt war. Dieses Relativieren funktioniert allerdings ständig und wird auch ständig immer wieder versucht. Indem ich nämlich anderen nachweise, daß auch sie Verbrechen begangen haben, werden zwangsläufig die Verbrechen der einen Seite ganz eindeutig abgeschwächt. So hat es Nolte im Historikerstreit an der Aufrechnung der Verbrechen Hitlers und Stalins. Und es hat teilweise funktioniert.

Es scheint aber, als ob das Aufwiegen und Vergleichen noch immer ein probates Mittel ist. Gerade dieser Tage habe ich ein Interview mit einem ehemaligen Lehrer gelesen, einem Kirchenmann, der jetzt Jugendbuch-Autor ist (ausgerechnet!), und der im Zusammenhang mit dem Holocaust-Gedenktag darauf hingewiesen hat, daß schließlich jedes Volk seine Leichen im Keller habe, was dann von der publizierenden Zeitung, offenbar dankbar für den Slogan, sogleich auch in die Überschrift für das

Interview übernommen wurde. Um auch den Juden nachweisen zu können, was in ihrem geschichtlichen und jahrtausende-tiefen Keller liegt, greift der Befragte, wohl in argumentativer Not, weil er nichts anderes gefunden hat, stolze 3000 Jahre zurück und sagt: Auch die Juden haben damals ganz schrecklich herumgeprügelt und gewütet, auch sie also waren, wenn sie die Möglichkeit dazu hatten, gerne mal auf der Täter-Seite. Auch die Juden haben also ihre Leichen im Keller – und dies muß man bei der Betrachtung und Bewertung der Nazi-Zeit dann schon mal abwägen.

Martin Walser, jetzt komme ich doch noch auf den Namen zu sprechen, Walser ist angesichts solcher Ballung unterschiedlicher Beispiele eigentlich kein Auslöser. Walser ist ein Symptom! Die Denkweise, wie sie sich in der Paulskirche offenbart hat, ist alt. Erinnern Sie sich nur an Franz Josef Strauß. Der hat seinerzeit – übrigens ebenso wie Peter Bönisch, der damalige Regierungssprecher – erklärt, daß ein Volk, das so große Leistungen vollbracht habe wie das deutsche, schließlich ein Anrecht darauf habe, nicht ständig an Auschwitz erinnert zu werden.

Damals habe ich mich gefragt, welche Leistungen er da eigentlich meine? Meint er den Überfall Deutschlands auf halb Europa? Oder meint er die Fähigkeit, Konzentrationslager einzurichten? Oder was kann er denn nur gemeint haben?

Aber Sie sehen, daß die grundsätzliche Denkweise überhaupt nicht neu ist. Und wenn Sie die Konsequenz aus diesem Sehnen nach dem Schlußstrich mal konkretisiert haben wollen, dann brauchen Sie sich nur die neuste FORSA Umfrage anzuschauen: 65 Prozent der Befragten wollen dezidiert den Schlußstrich. Das Sehnen, dieser Wunsch nach dem Schlußstrich, ist also sehr viel älter als Walsers Versuch der Annäherung an die Geisteshaltung der Stammtische.

Schon kurz nach Kriegsende gab es das, obwohl wir uns heute kaum vorstellen können, daß damals jemand den Mut gehabt haben könnte, im Angesicht der siegreichen Besatzungsmächte, die gerade mit ihren sogenannten Umerziehungsversuchen begannen, so eindeutig die Augen verschließen und die Ohren verstopfen zu wollen. Und doch ist die Unwilligkeit sich zu erinnern, die Unwilligkeit zu trauern in vehementer, deutlicher und unzweideutiger Weise dokumentiert. Etwa damals, als Ende der vierziger Jahre in Hamburg ein Spruchkammerprozess gegen Veit Harlan, den Regisseur von „Jud Süß“, stattfand. Ein schlimmer Propagandist, einer der schlimmsten, die in den Diensten der Nazis gestanden hatten. Während des Prozesses gegen Veit Harlan demonstrierten auf der Straße Tausende von Menschen. Sie demonstrierten freilich nicht gegen den Schreibtischtäter

und geistigen Mordgehilfen, sondern sie demonstrierten mit Transparenten, auf denen zu lesen stand: Schlußstrich!

Das war Ende der vierziger Jahre. Das Sehnen nach dem Schlußstrich, meine Damen und Herren, ist nun wirklich keine neue Erfindung. Und es ist auch keine Erfindung von Walser. Bei ihm war es nur so, daß er sich nun zusätzlich bei einer Klientel angebiedert hat, von der eigentlich nicht unbedingt zu erwarten war, daß sie mit dem Namen Walser etwas anfangen könne, geschweige denn, überhaupt seine Bücher liest. Und es war allerdings auch nicht unbedingt zu erwarten, welch unerhörten Beifall Walser für seine Rede erhalten hat. All diese feinen Leute, die da geklatscht haben - das war schon ein unerhörter Beifall. Unerhört, ganz bestimmt.

Gibt es eine Veränderung, eine atmosphärische Veränderung in der Bundesrepublik nach dieser Rede? Insofern, denke ich, als jetzt offen das ausgesprochen wird, was früher nur gedacht wurde. Jetzt wird in die Mikrofone in der Paulskirche das gesprochen, was früher nur am Stammtisch geäußert wurde.

Jetzt tragen die Droh- und die Schmähbriefe, die in die Jüdischen Gemeinden kommen und die die Repräsentanten jüdischer Gemeinden persönlich erhalten, die Drohbriefe, die früher nur anonym kamen, ganz offen Namen und Adresse. Das ist eine Form von atmosphärischen Veränderungen, gegen die Intellektuelle eigentlich geschlossen angehen sollten, anstatt Ausrutscher anderer Intellektueller nur verteidigen zu wollen.

Das Wort von der Ritualisierung steht oft in einem kritisierten Kontext, den ich nicht mag und nicht grundsätzlich für gerechtfertigt halte. Ich sehe nämlich gar nichts Schlimmes an den Hinwendung zu Ritualen, solange uns denn das Ritual hilft, daß wir uns bestimmter Ereignisse erinnern. Im übrigen gibt es aber auch Rituale, die seltsamerweise nie kritisiert wurden. Ich denke hier an die Ritualisierung des 20. Juli als Tag des Widerstandes. Den wird Martin Walser bei seiner Kritik aber wohl kaum gemeint haben. Ich hingegen bestreite, daß es diesen am 20. Juli stets abgefeierten Widerstand, so wie er begangen wird, wirklich gegeben hat.

Grenzen wir die Bedeutung des Datums also ein und reduzieren den 20. Juli darauf, der Tag des militärischen Widerstandes gewesen zu sein. Aber selbst das bestreite ich, daß es nämlich einen wirklichen militärischen Widerstand gegeben habe. Doch, es hat diesen Widerstand gegeben, aber erst zu einer Zeit, da alles bereits verloren, da nun wirklich nichts mehr zu gewinnen war. Und als die Protagonisten eines unaufhaltsamen Feldzuges durch halb Europa, Offiziere, die ihrem Führer bis dahin durch alle Invasionen gedient hatten, plötzlich

fürchten mußten, daß es ihnen nun an den Kragen gehen würde, dann, und erst dann, haben sie den Versuch unternommen, Widerstand zu leisten. Eine der bedeutenden Personen dieses viel zu spät unternommenen Widerstandsversuchs, zu spät, um wirklich glaubwürdig zu sein, war der Leipziger Oberbürgermeister Goerdeler. Der aber, und dies ist keine bloße These, war nun wirklich ein ausgemachter Antisemit. Ich glaube deshalb nicht, daß im Fall, daß Goerdeler Reichkanzler geworden wäre, für die Juden in Deutschland paradisische Zustände ausgebrochen wären. Allein dieser Umstand reduziert, aus jüdischer Sicht, die Bedeutung des 20. Juli. Und trotzdem: im Bewußtsein aller gilt er als das Dokument des Widerstands gegen das NS-Regime schlechthin.

Aber noch eine Bemerkung zum Holocaust-Gedenktag, zur Bedeutung dieses Tages. Natürlich verbinden unterschiedliche Gruppierungen auch ganz unterschiedliche Empfindungen mit diesem Datum, weil man nun einmal auch von seiner individuellen Familien-Geschichte geprägt ist, in der es bestimmte Merkmale, bestimmte Daten gibt. So entstehen gefühlsmäßig unterschiedliche Reaktionen angesichts ein und desselben historischen Datums - eben je nach familiengeschichtlicher Belastung. Und dann ist es nicht immer ganz leicht, sich in die andere Position hinein zu versetzen, in die desjenigen, der da neben einem sitzt. Insofern habe ich es mit meinem Nachbarn Daniel Strauß sehr viel einfacher. Und das will ich Ihnen nun noch erläutern:

Ich weiß es von Daniel Strauß älterem Bruder, daß unsere beiden Mütter ein fast gleiches Schicksal hatten, daß unsere beiden Mütter beide Häftlinge in Auschwitz waren. Ich glaube nicht, daß sie sich dort jemals begegnet sind, aber beide Mütter wurden um die selbe Zeit herum, nämlich kurz vor dem 27. Januar 1945, von der SS auf einen der sogenannten Todesmärsche geschickt, weil die Rote Armee im Anmarsch war. Dieser Todesmarsch führt nach Ravensbrück, ein ebenfalls nicht ganz unbekanntes Konzentrationslager. Und dort, in Ravensbrück, wurden unsere beiden Mütter am selben Tag befreit. Das hat, im Unterschied zur Befreiung von Auschwitz, noch ein paar Monate gedauert. Aber die Befreiung geschah jedenfalls am selben Tag, und das war am 20. April. Damals wurde an diesem Tag noch „Führers Geburtstag“ gefeiert. Und unsere beiden Familien haben fortan auch immer am 20. April gefeiert, paradoxerweise an diesem einschlägigen 20. April - aber gefeiert wurde eben die wirkliche Befreiung unserer Mütter.

Der Konflikt

Einladung/Veranstaltungsankündigung

FNP 25.1.99

FR 26.1.99

GEW Hauptvorstand an die IG Medien

GEW Hauptvorstand an Detlef Henschel

**Presseinformation, Hauptvorstand
der IG-Medien 26.1.99**

FR 28.1.99

taz 28.1.99

Jungle World 3.2.99

Konkret 3/99

Tribüne Heft 149

Brief: Rose-Marie Becke

**Offener Brief von Ulli Breuer, Wolfgang
Velten, Reinhold Winter, Reinhard Knauf
Mitglieder des Landesbezirksvorstandes
der IG Medien Hessen**



Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten und die „Walser-Debatte“

Am 27. Januar 1945 wurde das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau von den sowjetischen Truppen der Anti-Hitler-Koalition befreit. Dieser Tag hat symbolische Bedeutung - so wie Auschwitz das Synonym für die Nazi-Verbrechen wurde. In der Bundesrepublik wurde der 27. Januar offiziell zum Tag des Gedenkens an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten erklärt.

Martin Walser nutzte und benutzte die Schwierigkeiten des Gedenkens, um seine Thesen von der „Auschwitzkeule“ und seine Polemik gegen die „Dauerpräsentation der Schande“ unter die Leute zu bringen - mit erheblicher Wirkung und erheblichen Gefahren, die insbesondere der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis, aufgezeigt hat.

Professor Horst-Eberhard Richter (Universität Gießen) wird aus seinem demnächst erscheinenden neuen Buch vortragen. Er hat sich darin u.a. aus psychologischer Sicht konkret mit den deutschnationalen Mechanismen auseinandergesetzt, die Martin Walser und andere nutzen, um gewollt oder ungewollt negative Stimmungen gegen die Überlebenden des Völkermords zu schüren.

Daniel Strauß (Arbeitsstelle nationale Minderheiten: Sinti und Roma, Marburg) wird anhand der Kritik an Walsers Drehbuch für einen Tatort-Krimi „Armer Nanosh“ auf Mechanismen des rassistischen Antiziganismus eingehen.

Benjamin Ortmeier (GEW Frankfurt) wird anhand der Kritik an Walsers neuem Roman über seine Kindheit in der Nazi-Zeit („Ein springender Brunnen“) das Grundmuster eines „Antisemitismus nach Auschwitz wegen Auschwitz“ aufzeigen und die einseitige Perspektive nicht nur dieser autobiographischen Erinnerung der Tätergeneration kritisieren.

Moritz Neumann (Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden Hessen) wird seine Position zur Bedeutung des Gedenkens am 27. Januar entwickeln und seine Einschätzung zur veränderten Atmosphäre in der Bundesrepublik Deutschland vortragen.

Diskussion: Im 2. Teil der Veranstaltung soll u.a. darüber diskutiert werden, ob und wie dieser Gedenktag heute an den Schulen gewürdigt wird, welche Haltung die Schulbürokratie dazu einnimmt und wie die Lehrerschaft und die Schülerschaft zu diesen Fragen stehen.

**Zeit : Dienstag, den 26. Januar 1999,
19.00 Uhr**

Ort: im DGB-Haus (Wilhelm Leuschnerstr. 69)

Auschwitz-Gedenktag kein Thema in Schulen

Projekte zu dem Vernichtungslager werden über das Jahr verteilt/Aufruf Ebelings

Schuldezernentin Jutta Ebeling (Grüne) hat die Frankfurter Schulen gebeten, den Auschwitz-Gedenktag am Mittwoch im Unterricht zu thematisieren. Tatsächlich spielt die Befreiung der Menschen in dem Vernichtungslager vor 54 Jahren an diesem Tag im Unterricht kaum eine Rolle. „Wir haben den Eindruck, die Schulen verschlafen dieses Thema“, sagte Ebelings Referent Michael Damian. Kaum eine weiterführende Schule plant zur Erinnerung an die Befreiung des Vernichtungslagers spezielle Veranstaltungen und Projekte, ergab eine FR-Umfrage. Dieses Thema werde beständig im Unterricht angesprochen, es gebe im Laufe des gesamten Jahres immer wieder Projekte oder Gespräche mit Zeitzeugen, sagte Walter Kern, Leiter des Friedrich-Dessauer-Gymnasiums, eines Oberstufengymnasiums in Höchst. Da sei es wenig sinnvoll, jedes Jahr eine besondere Veranstaltung zum Gedenktag auf die Beine zu

stellen, erläuterte der Sprecher der Frankfurter Oberstudiendirektoren. Allerdings werde in den Klassen auf die Bedeutung des 27. Januar hingewiesen, versicherte Kern. An diesem Tag vor 54 Jahren hatten sowjetische Truppen die Menschen im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau befreit. Der 27. Januar ist staatlich festgelegter Gedenktag in der Bundesrepublik.

Schuldezernentin Ebeling hatte die Frankfurter Lehrer und Lehrerinnen aufgefordert, ihren Unterricht am Mittwoch auf dieses „aktuelle Datum zu beziehen“. Schließlich sei es gerade jetzt wichtig, das „Gedenken und Erinnern selbst nicht in Frage zu stellen“, sagte Ebeling in Anspielung auf die „Walser-Debatte“. Im Schuldezernat gebe es den Eindruck, daß die Schulen diesen aktuellen Anlaß nicht ausreichend würdigten, meinte Ebelings Referent Damian.

Diese Würdigung geschähe auch ohne zentrale Feiern und besondere Projekte, wi-

derspricht die Schulleiterin der Carl Schurz-Schule in Sachsenhausen, Judith Ullrich-Borrmann. Die Lehrer gehen in den Kursen auf den 27. Januar ein und sprechen auch über die Rolle von Gedenktagen. Dies sei wesentlich sinnvoller als zentrale Veranstaltungen, die kaum Betroffenheit und Engagement bei den Schülern wecken könnten. Die Reaktionen der Jugendlichen seien sehr zwiespältig. Bei vielen deutschen Schülern gebe es eine große Abwehr gegen dieses Thema. Aber es gebe auch viele engagierte und sehr gut informierte Oberstufenschüler. Vor allem die Gespräche mit Zeitzeugen, die über ihre persönliche Geschichte, über ihre Gefühle und Erlebnisse als Jugendliche in der Nazizeit berichten, machten großen Eindruck auf die Schüler und erzeugten direkte Betroffenheit, berichtet Ullrich-Borrmann.

Einige Schulleiter machen aber auch organisatorische Schwierigkeiten beim Gedenken geltend. Am Ende des

Schulhalbjahres gebe es sehr viele Notenkonferenzen und Besprechungen. „Der Termin liegt einfach unpraktisch“, sagt Wilhelm Scholl, der Leiter der Max-Beckmann Schule in Bockenheim.

Mit dem Gedenken in den Schulen und den Auswirkungen der „Walser-Debatte“ befaßt sich auch eine Diskussion der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft am heutigen Dienstag, 26. Januar, ab 19 Uhr im DGB-Haus, Wilhelm-Leuschner-Straße 69. Dort werden unter anderem der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter, der Frankfurter Lehrer Benjamin Ortmeier, Moritz Neumann vom Landesverband der Jüdischen Gemeinden Hessen und Daniel Strauß von der „Arbeitsstelle nationale Minderheiten: Sinti und Roma“ diskutieren. luf

FR 26. 1. 99

Walsers Thesen unter der Lupe

Frankfurt. „Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten und die ‚Walser-Debatte‘ „ist Thema der morgigen Veranstaltung der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft um 19 Uhr im DGB-Haus, Wilhelm-Leuschner-Straße 69. Am Mittwoch, dem „Tag des Gedenkens“, jährt sich die Befreiung des KZ Auschwitz-Birkenau zum 54. Mal. Gedenken ist schwierig, und die Diskussionsteilnehmer - der Psychologie-Professor Horst-Eberhard Richter, Daniel Strauß von der Marbur-

ger Arbeitsstelle nationale Minderheiten, Benjamin Ortmeier von der GEW und Moritz Neumann, Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden - werden sich mit Walsers Thesen von der „Auschwitzkeule“ und seiner Polemik gegen die „Dauerrepräsentation der Schande“ auseinandersetzen. Wie sehen die deutschnationalen Mechanismen aus, die Walser und andere nutzen, um gewollt oder ungewollt negative Stimmungen gegen die Überlebenden des Völkermordes zu schüren? (ab

FNP 25. 1. 99

**Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft
Hauptvorstand**



Vorstand

Per Telefax

IG Medien
a.H. Kalla, Sabina Herholz
Verband der Schriftsteller

0711/2010-262

26. Januar 1999
m/kr

Liebe Kollegin Herholz,

bei der heutigen GEW-Veranstaltung im Frankfurter Gewerkschaftshaus handelt es sich um eine Veranstaltung des GEW-Betriebsverbands Frankfurt. Zu dieser Veranstaltung wurde ohne mein Wissen und ohne Beteiligung unseres Hauptvorstandes eingeladen.

Die im Ankündigungstext vermittelten Positionen und Interpretationen von Texten und Äußerungen Martin Walters geben weder meine persönliche, noch die Meinung meines Vorstandes wider.

Ungeachtet der kritischen Diskussion über die Rede halte ich es für völlig unangemessen, Martin Walters in eine deutsch-nationale und antisemitische Ecke zu stellen. Für diese Entgleisung entschuldige ich mich.

Wir bemühen uns weiter, in unserer Organisation eine sachliche und differenzierte Diskussion über angemessene Formen des Gedenkens an Auschwitz und der Opfer des Holocaust zu führen. Dazu gehört auch, aus der Geschichte zu lernen und den Bezug zur Gegenwart sowie zu aktuellen gesellschaftspolitischen Tendenzen herzustellen.

Mit kollegialen Grüßen

Eva Maria Stange

Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Hauptvorstand



Vorsitzende

Herrn
Detlef Hensche
Vorsitzender der IG Medien
Postfach 10 24 51

70020 Stuttgart

27. Januar 1999
EMS/Ka

Lieber Detlef,

ich möchte mich auf diesem Wege nochmals bei euch entschuldigen für den Tenor und die Schärfe der Auseinandersetzung mit dem Schriftsteller Martin Walser durch unseren Bezirksverband Frankfurt am Main. Leider war ich von dieser Veranstaltung weder vorinformiert noch zu dieser Veranstaltung eingeladen. Die in dem Ankündigungstext vermittelten Positionen und auch einseitigen Interpretationen von Texten und Äußerungen Martin Walsers entsprechen weder meiner persönlichen Meinung noch der Position unseres Geschäftsführenden Vorstandes.

Ich stimme dir zu, dass eine Diffamierung Martin Walsers als deutsch-national und antisemitisch vollkommen unangemessen ist und in keiner Weise einer sachlichen Auseinandersetzung mit seiner Rede in der Paulskirche entspricht. Ich habe mich diesbezüglich auch gegenüber dem Bezirksverband Frankfurt und dem Landesverband Hessen - der gleichermaßen nicht informiert gewesen ist - geäußert.

Mit freundlichen Grüßen

Eva-Maria Stange



Stuttgart, den 26. Januar 1999

(007)

Scharfer Protest von Schriftstellerverband und Industriegewerkschaft Medien – Detlef Hensche stellt sich vor Martin Walser

Stuttgart. Den Schriftsteller Martin Walser „nicht als Antisemiten zu denunzieren“, diesen dringenden Appell haben der Vorsitzende der Industriegewerkschaft Medien, Detlef Hensche, und der Vorsitzende des Verbands deutscher Schriftsteller, Fred Breinersdorfer, an den Bezirksverband Frankfurt der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft gerichtet, auf dessen Einladung heute in Frankfurt eine Veranstaltung mit dem Thema „Das Gedenken an die vom Nazi Regime Verfolgten und Ermordeten und die 'Walser-Debatte'“ stattfindet. In aller Schärfe protestieren IG Medien und VS gegen die einseitige Darstellung von Walsers Rede bzw. seines neuen Romans in der GEW-Einladung. Auch wenn man sich mit der Rede Martin Walsers in der Paulskirche kritisch auseinandersetze, so könne dies angesichts der Biografie und des Werks des Schriftstellers „nicht in dem absurden Vorwurf des Antisemitismus“ gipfeln. Hensche zeigte sich darüber „erschrocken über Stil und Maßlosigkeit“ der Verunglimpfung. „Ich hoffe sehr, daß sich der Tenor des Einladungstextes in der Veranstaltung nicht wiederholt.“

Im übrigen wird von der IG Medien darauf hingewiesen, daß Martin Walser zu der Veranstaltung nicht eingeladen wurde.

Walser Rede spaltet die Hierarchie-Ebenen der GEW

Angekündigte kritische Diskussion zum Auschwitz-Gedenktag war für Bundesvorstand „Entgleisung“

Eine GEW-Veranstaltung am Vorabend des Auschwitz-Gedenktages hat einen schweren Konflikt innerhalb der Gewerkschaft heraufbeschworen. Die GEW-Bundesvorsitzende Eva Maria Stange entschuldigte sich noch vor Veranstaltungsbeginn für die „Entgleisung“ des Frankfurter Bezirksverbandes. Diskussionssteilnehmer Horst-Eberhard Richter zeigte sich verwundert über den „autoritären Stil“ der GEW-Vorsitzenden.

Das Gedenken an die Opfer des Nazi-Regimes und die „Walser-Debatte“ hatte die Frankfurter Lehrgewerkschaft am Vorabend des Auschwitz-Gedenktages zum Thema im DGB-Haus gemacht und angekündigt, sich mit „deutschnationalen Mechanismen“ und antisemitischen Tendenzen bei dem Schriftsteller Martin Walser beschäftigen zu wol-

len. IG Medien und der Verband deutscher Schriftsteller reagierten mit einer scharfen Protestnote auf die Einladung. IG Medien-Vorsitzender Detlef Hensche forderte die Frankfurter Kollegen auf, Martin Walser „nicht als Antisemiten zu denunzieren“.

Als „ärgerlich“ wertete Moritz Neumann, der Vorsitzende des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden Hessen, die Einlassung Henschens. Nach der umstrittenen Walser-Rede und in der nachfolgenden Debatte habe er „nichts von Hensche gehört“. Frankfurts GEW-Chefin Karola Stötzel unterstrich, man werde sich eine kritische Auseinandersetzung mit Walser nicht verbieten lassen.

Am mildesten ging dann auf dem Podium der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter mit Walser ins Gericht. Die umstrittene Friedenspreisrede des „ziemlich eitlen“ Schriftstellers sei

Ausdruck seiner „persönlichen Gekränktheit“ angesichts der Kritik zu seinem neuen Roman.

Stärkerer Tobak kam dagegen von dem Frankfurter Lehrer Benjamin Ortmeier, der in Walsers biografischem Roman „Ein springender Brunnen“ Tendenzen eines „Antisemitismus nach Auschwitz wegen Auschwitz“ zu erkennen meinte. Durch die einseitige Perspektive des jugendlichen Helden „verklärt der Roman die Nazizeit statt aufzuklären“, so Ortmeier.

Diese Bewertung sei aus dem Zusammenhang gerissen, widersprach Suhrkamp-Verlagsleiter Christoph Buchmann. Walser sei um größte Genauigkeit im Erinnern bemüht und habe in seiner Rede lediglich gegen bestimmte Formen ritualisierten Erinnerns polemisiert.

Die Wirkung der Rede zeige sich als eine atmosphärische Veränderung, sagte Neumann. „Jetzt wird

offen ausgesprochen, was früher nur gedacht wurde.“ Die Droh- und Schmäbbriefe an die Jüdischen Gemeinden trügen jetzt auch Name und Adresse des Absenders. Es gebe eine weit verbreitete Unwilligkeit, sich zu erinnern. „Das beginnt schon in der Schule“, sagte Neumann. Angesichts der „Gefühlskälte“, die ihm in den Klassen immer wieder entgegengeschlagen sei, habe er es schließlich nicht mehr über sich gebracht, als Zeitzeuge vor Jugendlichen aufzutreten.

Ganz anders beurteilte Richter die Jugend. Es gebe bei jungen Leuten ein großes Bedürfnis und ein Verantwortungsgefühl, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen. „Wir sind berechtigt, Hoffnung für die Zukunft zu haben.“ luf

FR 28 1 99

Begriffskeulen

Der Nazi und das Kind:
Martin Walser und der öffentliche Diskurs
Erinnern, vereinfachen etc.

Am Anfang war eine Rede. Es folgte eine monatelange, hitzige Debatte. Was davon übrigbleibt, scheint nicht viel mehr zu sein als ein Unwort des Jahres. Martin Walsers polemische Wortprägung „Moralkeule“ wird in der jetzt veröffentlichten Unwortwahl an Verabschueungswürdigkeit nur noch vom „sozialverträglichen Frühableben“ übertroffen, einem Begriff des Ärztekammerpräsidenten Karsten Vilmar. Eine komplexe und notwendige Debatte um die Formen der Erinnerung an den Holocaust und die Schwierigkeit öffentlichen Gedenkens ist mit dieser listenmäßigen Inkriminierung endgültig am Tiefpunkt angelangt: Aus einer Rede wurde eine handliche Begriffskeule herausgeschnitten, die sich leichter Hand gegen ihren Urheber wenden läßt.

Längst ist es wohlfeil und zum allgemeinen Sprachgebrauch geworden, eine wo auch immer entdeckte Wegschaulust mit dem Attribut „walsersch“ zu versehen - ganz so, als könne sich niemand mehr erinnern, daß Walser nur den medialen Ver-

schleiß des Gedenkens anprangerte. Der Schriftsteller Stefan Heym polemisierte nun gegen seinen „prominenten Kollegen“, der „es satt habe, dauernd von den Juden zu hören“, und der der Meinung sei, „ein Schlußstrich sei nötig“. Als hätte Walser irgend etwas davon gesagt, als er die „Instrumentalisierung“ von Auschwitz kritisierte.

In Frankfurt trommelte die GEW zu einer Veranstaltung, die den Gedenktag 27. Januar zur großen Walsarentlarvung nutzen wollte. Horst-Eberhard Richter war da geladen, um dem Schriftsteller „aus psychologischer Sicht“ die Maske von Gesicht zu reißen und sich mit den „deutschnationalen Mechanismen“ auseinanderzusetzen, die Walser nutze, um „negative Stimmungen gegen die Überlebenden des Holocaust zu schüren“. Ein GEW-Mitglied wollte aus Walsers jüngstem Roman gar das „Grundmuster eines Antisemitismus nach Auschwitz wegen Auschwitz“ herauslesen. Das ging selbst dem IG-Medien Vorstand in weit: Der Vorsitzende Detlef Hen-

sche distanzierte sich öffentlich von der Veranstaltung und dem „absurden Vorwurf“ des Antisemitismus.

Mit Walsers Rede und dem Anliegen seines Romans hat diese Schwundstufe öffentlicher Erregung in der Tat nichts mehr zu tun. Walser versucht in „Ein springender Brunnen“, seine Kindheit im Nationalsozialismus so unmittelbar zu rekonstruieren, wie er sie damals durchlebt und empfunden hat. Das ist riskant, denn das heißt eben auch: ohne alles postume Besserwissen. Gerade das scheint aber für manche schwer erträglich, die die Schilderung der deutschen Vergangenheit nur dulden können, wenn das Gute immer schon als gut und das Böse als böse erkannt und benannt und damit gebannt wird.

Solche eher kindlichen Übersichtlichkeitsbedürfnisse sind ja noch zu verstehen. Muß man Walser aber deshalb gleich zum Rechten und zum Antisemiten erklären? Es ist schon seltsam wie eine lange Zeit offene Debatte sich nun auf wenige Schlagworte mit Schlagseite reduziert. Doch so funktioniert das: Argumente sedimentieren im öffentlichen Bewußtsein zwangsläufig zu plakativen Emotionen. Am Ende ist Walser der alte Nazi und war doch nur ein naives Kind.

Jörg Magenau

12.1.99

GEW und Walser

jungle world Nr. 6
3. Februar

Am Vorabend des Auschwitz-Gedenktages fand in Frankfurt/Main eine Veranstaltung der GEW statt, bei der man sich mit „deutschnationalen Mechanismen“ und antisemitischen Tendenzen bei Martin Walser auseinandersetzen wollte. Doch „deutschnationale Mechanismen“, das klang manchen schon wieder zu schrill. Detlef Hensche, Vorsitzender der IG Medien, hoffte, „daß sich der Tenor des Einladungstextes in der Veranstaltung“ nicht wiederhole. Prompt entschuldigte sich die Vorsitzende der GEW, Eva-Maria Stange, bei Hensche für die „Schärfe der Auseinandersetzung mit dem Schriftsteller Martin Walser durch unseren Bezirksverband Frankfurt am Main“. Die einseitigen Interpretationen“ entsprächen weder ihrer persönlichen Meinung noch der Position des Vorstandes. Meist kann man beides auch schlecht auseinanderhalten.

ZU protokoll

Konkret 3/99

Die Nation sortiert sich: Eine Veranstaltungsankündigung des GEW-Bezirksverbands Frankfurt a. M. am Vorabend des Gedenktags zur Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz hat die Führungsspitzen von GEW und IG Medien veranlaßt, Martin Walser vor dem Vorwurf des Antisemitismus in Schutz zu nehmen. KONKRET dokumentiert den in dieser Sache geführten Schriftverkehr und – mit freundlicher Erlaubnis von Adressat und Verfasser – einen Brief, den Günter Amendt aus gegebenem Anlaß an Ignatz Bubis geschrieben hat

Eine Einladung

Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten und die Walser-Debatte

Am 27. Januar 1945 wurde das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau von den sowjetischen Truppen der Anti-Hitler-Koalition befreit. Dieser Tag hat symbolische Bedeutung – so wie Auschwitz das Synonym für die Nazi-Verbrechen wurde. In der Bundesrepublik wurde der 27. Januar offiziell zum Tag des Gedenkens an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten erklärt.

Martin Walser nutzte und benutzte die Schwierigkeiten des Gedenkens, um seine Thesen von der »Ausschwitzkeule« und seine Polemik gegen die »Dauerpräsentation der Schande« unter die Leute zu bringen – mit erheblicher Wirkung und erheblichen Gefahren, die insbesondere der Vorsitzende des Zentralrats der Juden, Ignatz Bubis, aufgezeigt hat.

Professor Horst-Eberhard Richter (Universität Gießen) wird aus seinem demnächst erscheinenden neuen Buch vortragen. Er hat sich darin unter anderem mit den deutschnationalen Mechanismen auseinandergesetzt, die Martin Walser und andere nutzen, um gewollt oder ungewollt negative Stimmungen gegen die Überlebenden des Völkermords zu schüren.

Daniel Strauß (Arbeitsstelle nationale Minderheiten: Sinti und Roma, Marburg) wird anhand der Kritik von Walsers Drehbuch für einen Tatort-Krimi »Armer Nanosh« auf Mechanismen des rassistischen Antiziganismus eingehen.

Benjamin Ortmeier (GEW Frankfurt) wird anhand der Kritik an Walsers neuem Roman über seine Kindheit in der Nazi-Zeit (*Ein springender Brunnen*) das Grundmuster eines »Antisemitismus nach Auschwitz wegen Auschwitz« aufzeigen und die einseitige Perspektive nicht nur dieser autobiographischen Erinnerung der Tätergeneration kritisieren.

Moritz Neumann (Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden Hessens) wird seine Position zur Bedeutung des Gedenkens am 27. Januar entwickeln und seine Einschätzung zur veränderten Atmosphäre in der Bundesrepublik Deutschland vortragen.

Diskussion: Im 2. Teil der Veranstaltung soll u. a. darüber diskutiert werden, welche Haltung die Schulbürokratie dazu einnimmt und wie die Lehrerschaft und die Schülerschaft zu diesen Fragen stehen.

Zeit: Dienstag, 26. Januar 1999, 19 Uhr

Ort: DGB-Haus (Wilhelm-Leuschnerstr. 69)

Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), Bezirksverband Frankfurt

Solidarität mit Walser 1

Presseinformation der IG Medien
Hauptvorstand – Pressestelle
Stuttgart, den 26. Januar 1999

Scharfer Protest von Schriftstellerverband und Industriegewerkschaft Medien – Detlef Hensche stellt sich vor Martin Walser

Den Schriftsteller Martin Walser »nicht als Antisemiten zu denunzieren«, diesen dringenden Appell haben der Vorsitzende der Industriegewerkschaft Medien, Detlef Hensche, und der Vorsitzende des Verbandes deutscher Schriftsteller, Fred Breinersdorfer, an den Bezirksverband Frankfurt der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft gerichtet, auf dessen Einladung heute in Frankfurt eine Veranstaltung mit dem Thema »Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten und die Walser-Debatte« stattfindet. In aller Schärfe protestieren IG Medien und VS gegen die einseitige Darstellung von Walsers Rede bzw. seines neuen Romans in der GEW-Einladung. Auch wenn man sich mit der Rede Martin Walsers in der Paulskirche kritisch auseinandersetze, so könne das angesichts der Biographie und des Werks des Schriftstellers »nicht in dem absurden Vorwurf des Antisemitismus« gipfeln. Hensche zeigte

sich darüber »erschrocken über Stil und Maßlosigkeit der Verunglimpfung«. »Ich hoffe sehr, daß sich der Tenor des Einladungstextes in der Veranstaltung nicht wiederholt.«

Im übrigen wird von der IG Medien darauf hingewiesen, daß Martin Walser nicht eingeladen wurde.

Solidarität mit Walser 2

IG Medien
z. Hd. Kollig, Sabine Herholz,
Verband der Schriftsteller
26. Januar 1999

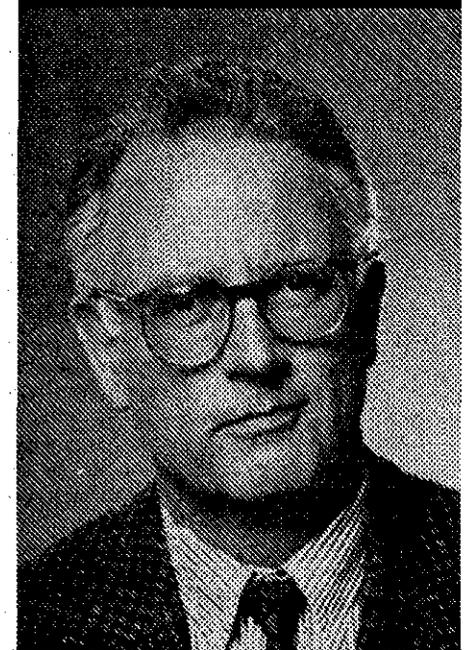
Liebe Kollegin Herholz,
bei der heutigen GEW-Veranstaltung im Frankfurter Gewerkschaftshaus handelt es sich um eine Veranstaltung des GEW-Bezirksverbands Frankfurt. Zu dieser Veranstaltung wurde ohne mein Wissen und ohne Beteiligung unseres Hauptvorstandes eingeladen.

Die im Ankündigungstext vermittelten Positionen und Interpretationen von Texten und Äußerungen Martin Walsers geben weder meine persönliche, noch die Meinung unseres Vorstandes wider. Ungeachtet der kritischen Diskussion über die Rede, halte ich es für völlig unangemessen, Martin Walser in eine deutsch-nationale und antisemitische Ecke zu stellen. Für diese Entgleisung entschuldige ich mich.

Wir bemühen uns weiter, in unserer Organisation eine sachliche und differenzierte Diskussion über angemessene Formen des Erinnerns an Auschwitz und die Opfer des Holocaust zu führen. Dazu gehört auch, aus der Geschichte zu lernen und den Bezug zur Gegenwart sowie zu aktuellen gesellschaftspolitischen Tendenzen herzustellen.

Mit kollegialen Grüßen
Eva-Maria Stange
Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), Hauptvorstand, Vorsitzende

»Absurder Vorwurf«: Detlef Hensche,
Vorsitzender der IG Medien



Solidarität mit Walser 3

Herrn

Detlef Hensche

Vorsitzender der IG Medien

Postfach 10 24 51

70020 Stuttgart

27. Januar 1999

Lieber Detlef,

ich möchte mich auf diesem Wege nochmals entschuldigen für den Tenor und die Schärfe der Auseinandersetzung mit dem Schriftsteller Martin Walser durch unseren Bezirksverband Frankfurt am Main. Leider war ich von dieser Veranstaltung weder vorinformiert noch zu dieser Veranstaltung eingeladen. Die in dem Ankündigungstext vermittelten Positionen und auch einseitigen Interpretationen von Texten und Äußerungen Martin Walsers entsprechen weder meiner persönlichen Meinung noch der Position unseres Geschäftsführenden Vorstandes.

Ich stimme Dir zu, daß eine Diffamierung Martin Walsers als deutsch-national und antisemitisch vollkommen unangemessen ist und in keiner Weise einer sachlichen Auseinandersetzung mit seiner Rede in der Paulskirche entspricht. Ich habe mich diesbezüglich auch gegenüber dem Bezirksverband Frankfurt und dem Landesverband Hessen – der gleichermaßen nicht informiert gewesen ist – geäußert.

Mit freundlichen Grüßen

Eva-Maria Stange

Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), Hauptvorstand, Vorsitzende

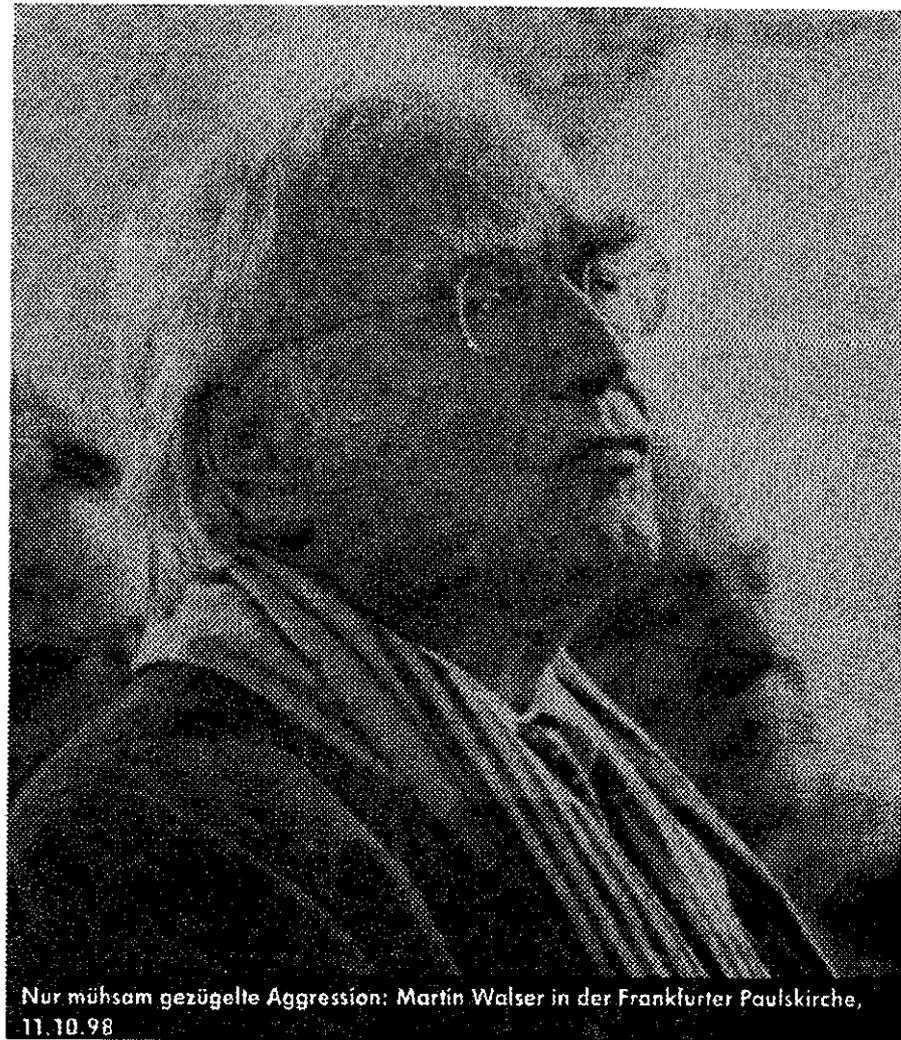
Ein Brief

Sehr geehrter Herr Bubis,

in Ihrem am 30. November veröffentlichten Gespräch mit dem »Spiegel« ist die Rede von »antisemitischen Untertönen« in der zur Zeit laufenden »Auschwitz-Debatte« (»Spiegel«). Auf eine Frage des »Spiegels« antworten Sie: »Ich spüre bei Martin Walser zwischen den Zeilen Antisemitismus. Ich weiß nicht, ob er sich dessen bewußt ist, wahrscheinlich nicht.«

Anders als Sie, Herr Bubis, bin ich mir sicher, daß sich Walser dessen sehr wohl bewußt ist. Und es macht ihm auch nichts aus, in den Verdacht des Antisemitismus zu geraten. Das habe ich bereits in den 70er Jahren zur Kenntnis nehmen müssen. Mit meinem Brief möchte ich Sie auf eine Episode aufmerksam machen, die ich in einem meiner Bücher geschildert habe, ohne allerdings Walser, um den es geht, beim Namen zu nennen. Vorweg eine kurze Erläuterung:

Ich beschäftige mich seit vielen Jahren mit dem Werk Bob Dylans und dessen Rezeption in der bundesdeutschen Medienöffentlichkeit. Dabei ist mir aufgefallen, daß die Auseinandersetzung mit Dylan nicht selten antisemitisch aufgeladen ist. In der bei Zweitausendeins im Oktober 1985 veröffentlichten Reportage *Reunion Sundown. Bob Dylan in Europe* habe ich das am Beispiel eines antisemitischen Stereotyps deutlich gemacht: »Wer über Rockmusik spricht, darf über das Rockbusiness nicht schweigen. Soweit sind wir uns einig. Aber es ist schon



Nur mühsam gezügelte Aggression: Martin Walser in der Frankfurter Paulskirche, 11.10.98

merkwürdig und muß auffallen, daß man gerade bei Dylan die materiell-finanzielle Seite des Rock'n'Roll so oft, so gerne und so ausführlich thematisiert.« In diesem Zusammenhang bin ich auf Walser gekommen. »Das erinnert mich auch an die Bemerkung eines westdeutschen Autors, der zurückgezogen in seinem Bodensee-Refugium lebt, von wo er sich gelegentlich mit Kommentaren zum Zeitgeist meldet. Er, der seine Worte besonders behutsam, nach meinem Geschmack behäbig zu setzen pflegt, fragte mich, von den Beobachtungen und Betrachtungen zu Dylans 78er-Tour offenbar gelangweilt, plötzlich nicht ohne einen aggressiven Unterton, was eigentlich an einem »herumzigeuernden Israeliten« Besonderes wäre.«

Die Begegnung, auf die das Zitat sich bezieht, fand im Sommer 1978 in der Hamburger KONKRET-Redaktion in Anwesenheit von Hermann L. Gremliza und dem 1986 verstorbenen KONKRET-Redakteur Hartmut Schulze statt. Ich hatte auf Einladung von Fritz Rau, einem der Veranstalter von Dylans Europatournee, mehrere Tage Dylan und seine Band begleitet und war nun in die Redaktion gekommen, um Gremliza und Schulze von meinen Tour-Erfahrungen zu berichten. Zufällig war auch Martin Walser an diesem Tag in der KONKRET-Redaktion.

Natürlich erinnere ich mich im Abstand der Jahre nicht an jedes Detail des nun folgenden Disputs. Ich war verblüfft, und ich war verunsichert. Sollte das ein Witz sein? War es ein Zitat? Wieso diese Emphase? Ich hatte schon immer Mühe mit Walsers Sprach- und Sprechduktus. Da vibriert eine oft nur mühsam gezügelte Aggression. Wer Walsers Rede in der Paulskirche gehört hat, weiß, was ich meine. Nein, es sollte kein Witz sein, und es war auch kein Zitat. Es war Walsers ureigene Sprachschöpfung. Was sie an diesem »herumzigeuernden Israeliten« finde, habe er auch schon seine von Bob Dylan begeisterte Tochter, ihr Name ist mir entfallen, gefragt. Als ich ihm schließlich vorhielt, er sei Antisemit, wobei noch immer ein Fragezeichen in meiner Vorhaltung anklang, antwortete Walser lachend und selbstgefällig, das habe ihm auch Habermas schon vorgeworfen. Walser bezog sich auf eine Auseinandersetzung mit Habermas am Rande eines Kongresses in Chicago. An Einzelheiten erinnere ich mich nicht mehr.

Ich finde, Sie sollten von dieser Episode wissen, die, wie ich erst jetzt verstanden habe, mehr als nur eine Episode war.

Mit freundlichem Gruß
Günter Amendt

Holocaust-Gedenktag

Ein imaginärer Dialog

Nicht nur im Bundeshaus gab es an diesem Gedenktag würdige Veranstaltungen für die Opfer des nationalsozialistischen Terrors. Stellvertretend sei hier nur von einer in Frankfurt am Main berichtet. Ein von der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) und Benjamin Ortmeier organisiertes, hochkarätig besetztes Podium befaßte sich nicht nur mit Walsers Wegseher-Litanei, sondern auch mit dem literarischen Werk Walsers. Im Verlauf der Diskussion wurde es immer offensichtlicher, daß die Ausführungen Walsers die logische Konsequenz seiner Arbeiten aus den vergangenen paar Jahren waren. Allerdings hatte diese Veranstaltung, die eine Form des Gedenkens an die Opfer der Jahre 1933 bis 1945 sein sollte, bei den Gewerkschaftsfunktionären keine Zustimmung gefunden sondern man distanzierte sich explizit davon. Mehr als fraglich ist jedoch, ob der Hauptvorstand der GEW den Vorwurf der ungerechtfertigten Beschuldigung des Schriftstellers noch nach der entlarvenden, hervorragend recherchierten und zugleich kommentierten Zitatensammlung aus Walsers Schriften hätte aufrechterhalten können - wenn aus dem Hauptvorstand jemand anwesend gewesen wäre. Gleiches gilt für die IG Medien, die im Schulterschuß mit dem Verband deutscher Schriftsteller die Frankfurter Kollegen aufforderte, Walser „nicht als Antisemiten zu denunzieren“. Rückfrage: Wer hatte dies denn vor? Niemand diffamierte, sondern es wurden die Worte des umstrittenen Autors aus seinem Buch „Ein springender Brunnen“ lediglich zwecks „Beweisaufnahme“ zitiert. Eines der markantesten Zitate: „Die Vergangenheit als solche gibt es nicht ... wir können nicht zugeben, daß es nichts gibt als die Gegenwart.“ (S. 281 ff.) - In diesem Sinne ist zu hoffen, daß in Zukunft die Gegenwart des Herrn Walser vergessen wird weil es ja keine Vergangenheit gibt!

Während die Wogen im Vor- und Umfeld hoch schlugen, zeigte sich beispielsweise der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter auf dem Podium doch sehr milde gegenüber dem überschätzten Herrn vom Bodensee und meinte, dessen umstrittene Rede sei Ausdruck purer Eitelkeit und zugleich „persönlicher Ge-kränktheit“ - hatte der „Springende Brunnen“, das neueste Werk, doch gegen schlechte Kritiken zu kämpfen.

Moritz Neumann, Vorsitzender des Landesverbandes der jüdischen Gemeinden in Hessen und als Journalist ebenfalls Herscher über Worte, konstatierte zum Grad des Antisemitismus und einer neu aufgeflammten Schlußstrich-Mentalität: „Jetzt wird offen ausgesprochen, was früher nur gedacht wurde.“ Die „Gefühlskälte“ mancher junger Menschen stimme ihn pessimistisch, was eine zukünftige Erinnerungskultur anbelange.

Der Leiter des Suhrkamp-Verlages, der Walser betreut, versuchte zu beweisen, daß die Bewertungen des „Springenden Brunnens“ nicht dem ganzen Roman Rechnung tragen wurden und aus dem Zusammenhang gerissen seien

TRIBUNE

Zeitschrift zum Verständnis des Judentums
38. JAHRGANG • HEFT 149 • 1999

Brief: Rose-Marie Becke

Betr.: Einladung des Bezirksverbandes Frankfurt der GEW zu der Veranstaltung am 26.1.99 im DGB-Haus

„Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten und die Walser-Debatte“

Daß nun auch die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft - d.h. ihr Bezirksverband Fm., dem ich seit 31 Jahren angehöre - sich an der Hetzkampagne gegen Andersdenkende beteiligt, hat mich zutiefst erschreckt.

Unter dem Deckmantel politischer Korrektheit im Namen der Opfer des NS-Terrors wird der Schriftsteller Martin Walser diffamiert, der es gewagt hat, öffentlich sein Gewissen zu befragen, aber auch gewagt hat, die Ehrlichkeit derer in Frage zu stellen, die ständig an das Gewissen ihrer Mitmenschen glauben appellieren zu müssen.

Ignaz Bubis, zuerst Walsers der „geistigen Brandstiftung“ bezichtigend, hat es fertig gebracht, sich mit Walser in einem lange dauernden Gespräch auseinanderzusetzen, an dessen Ende er den obigen Vorwurf zurücknahm.

Das Ergebnis war nicht gegenseitiges Einverständnis, aber die gegenseitige Achtung der Meinung des Andersdenkenden.

So hätte ich mir eine Diskussion über die Rede Walsers mit Teil-

nehmern vorstellen können, die in der Lage sind, sich differenziert und vorurteilsfrei zu äußern.

Wenn aber bereits in der Einladung die Verurteilung des Schriftstellers mit Schlagworten wie „deutschnationale Mechanismen“, „rassistischer Antiziganismus“ und „Antisemitismus nach Auschwitz wegen Auschwitz“ vorgenommen wird und das auch noch anhand von Walsers Werken nachgewiesen werden soll, so kann ich nur eine demagogische Absicht der Veranstalter vermuten.

Daß sich schließlich Benjamin Ortmeier dazu versteigt, in Walsers Roman „Ein springender Brunnen“ das Grundmuster eines Antisemitismus nach Auschwitz nachweisen zu wollen, kann ich mir nur so erklären, daß er den Text nicht gelesen oder nicht verstanden hat.

Es hätte ihm sonst beispielsweise die Darstellung der Romanfigur des jüdischen Schülers Wolfgang Landsmann zu denken geben müssen.

Diejenigen, die glauben, ihren Kampf gegen Vorurteile, Haß und Intoleranz verstärkt führen zu müssen, erweisen sich selber als deren Wegbereiter.

Zu meiner Empörung beteiligt sich an diesem Prozeß nun auch die GEW.

Rose-Marie Becke

Offener Brief von Ulli Breuer – Wolfgang Velten – Reinhold Winter – Reinhard Knauf Mitglieder des Landesbezirksvorstandes der IG Medien Hessen

Im Grundgesetz heißt es:

Die Würde des Menschen ist unantastbar.

Dort heißt es nicht:

„Die Würde des Deutschen ist unantastbar“

Der Vorsitzende der IG-Medien, Dr. Detlef Hensche bemüht sich um die Würde des Schriftstellers Martin Walser, in dem er an den Frankfurter Bezirksverband der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft gegen deren Veranstaltung zur Walser Debatte appelliert.

Ob dieser Autor in seiner Paulskirchenrede die Würde bei den Opfern von Auschwitz und deren Angehörigen verletzt hat, wird für Detlef Hensche eine Frage sein, die er sich selbst zu beantworten hat.

Die Beweggründe von Walsers Belastungen durch die „Auschwitzkeule“ sind für uns Ausdruck einer marktgerechten Intellektualität, die sich ihr Publikum zu mehren sucht.

Die „Deutschen Eliten“ haben sich in der Paulskirche mit großem Applaus bedankend angesprochen gefühlt. Die Walser Rede war ihr Bedürfnis und sprach ihnen wohl aus dem Herzen.

Diese Stimmung entspricht der Neigung zur latenten Barbarei, wie sie auch bei der Unterschriftensammlung der CDU zur doppelten Staatsbürgerschaft zum Ausdruck kommt. Detlef Hensche hat ein politisches Mandat als Gewerkschaftsvorsitzender der IG Medien.

Wenn er nun diesem „Publikum des Herrn Walser“ durch seine Presseerklärung die nötige Rechtfertigung liefert, wird politische Verantwortung von gesellschaftlicher Wahrnehmung und Wertung von ihm mitübernommen. Dies ist auch der Kern der Kritik von Ignatz Bubis an Walser: „Mich hat nie gestört, daß Rechtsextremisten sich auf ihn (Walser) berufen werden. Das ist sein Problem, nicht meins. Mein Problem ist, daß sich nun Demokraten auf ihn berufen.“ Denn die „deutsche Würde des Herrn Walser“ war für Detlef Hensche eher zu verteidigen als etwa die eines Ignatz Bubis, der durch Martin Walser geistige Brandstiftung als gegeben ansieht. Detlef Hensche hatte hier keinen Anlaß „scharfen Protest“

gegen Walser und für Bubis anzumelden. Das Publikum des Herrn Walser wird dies mit Genugtuung zur Kenntnis nehmen. Der Spagat, in dem sich Detlef Hensche in dem Frankfurter Aufruf für mehr Toleranz einerseits und für den „deutschen Normalbürger“ andererseits äußert, macht eines deutlich. Die Verdrängung und das Wegdenken vergangener Barbarei und die Ursachen von gegenwärtigen entzivilisatorischen Gezeifer an den CDU Ständen der deutschen Normalbürger, stehen in einem ursächlichen Zusammenhang.

Zynisch könnte man den Stoibers, Kochs, Walsers und anderen Apologeten der „normalen deutschen Republik“ danken, daß durch ihre Diktionen das Ausmaß an Menschen mobilisierten und somit kenntlich werden ließen, die wie viele Bürger der „erwachsenen Nation“ (G. Schröder) diese Vergangenheit als ständige Anklage und Diffamierung empfinden.

Deshalb muß für sie das „Fremde im deutschen Volk“ begrenzt, aussortiert, kriminalisiert und ausgeschieden werden. Deren Bedürfnisse nach Anerkennung von Normalität wird durch Detlef Hensche relativiert, in dem er sich für die Würde Walsers stark macht. Diese „Basisverbundenheit“ gehört zum Ritual eines Demokratieverständnisses, das man so in Vorständen und Ämern bestätigt findet.

Wir Unterzeichner sind allesamt Kollegen, die einer Generation angehören, bei deren Schulbildung Auschwitz und die Täter der Barbarei kaum, die Opfer noch weniger genannt wurden.

Wir halten Aufklärung für um so dringender erforderlich, je mehr das Wegschauern, Wegdenken und die „deutsche Normalität“ von brennenden Asylantenheimen, breitem dumpfen Aufbegehren von Fremdenfeindlichkeit und dem „es muß doch endlich mal ein Ende haben“ Realität sind.

Wir fordern den Landesvorstand der IG Medien Hessen, die IG Medien Zeitung Forum auf, für unsere Darstellung die gleiche Veröffentlichungswirksamkeit herzustellen, wie sie der Presseinformation des Protests von Detlef Hensche für die „deutsche Würde des Herrn Martin Walser“ gegeben wurde.

Martin Walser Rede vom 11.10.1998

Deutsche National-Zeitung vom 16.10.1998

**Antwort auf Martin Walser,
Rede zum 9. November von Ignatz Bubis**

Ignatz Bubis und Martin Walser im Gespräch

**Zusammenfassung der Frankfurter
Rundschau vom 15.12.1998**

**Der Fleck auf seinem Rock, Wolfram Schütte
Frankfurter Rundschau, vom 15.12.1998**

**Micha Brumlik – „Apologie und Amoral“
in KONKRET 2/99**

Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede

Als die Medien gemeldet hatten, wer in diesem Jahr den Friedenspreis des deutschen Buchhandels bekommen werde, trudelten Glückwünsche herein. Zwei Eigenschaftswörter kamen auffällig oft vor im Glückwunschtext. Die Freude der Gratulierenden wurde öfter „unbändig“ genannt. Auf die Rede, die der Ausgesuchte halten werde, hieß es auch öfter, sei man gespannt, sie werde sicher kritisch. Daß mehrere sich unbändig freuen, weil einem anderen etwas Angenehmes geschieht, zeigt, daß unter uns die Freundlichkeitsfähigkeit noch lebt. Darüber, daß von ihm natürlich eine kritische Rede erwartet werde, konnte der Ausgesuchte sich nicht gleichermaßen freuen. Klar, von ihm wurde die Sonntagsrede erwartet. Die kritische Predigt. Irgend jemandem oder gleich allen die Leviten lesen. Diese Rede hast du doch auch schon gehalten. Also halt' sie halt noch einmal, mein Gott. Die Rede, die gespeist wird aus ungunstigen Meldungen, die es immer gibt, die sich, wenn ein bißchen Porenverschluß zu Hilfe kommt, so polemisch schleifen läßt, daß die Medien noch zwei, wenn nicht gar zweieinhalb Tage lang eifrig den Nachhall pflegen.

Der Ausgesuchte kam sich eingeeengt vor, festgelegt. Er war nämlich, als er von der Zuerkennung erfuhr, zuerst einmal von einer einfachen Empfindung befallen worden, die, formuliert, etwa hätte heißen können: Er wird fünfundzwanzig oder gar dreißig Minuten lang nur Schönes sagen, das heißt Wohltuendes, Belebendes, Friedenspreismäßiges. Zum Beispiel Bäume rühmen, die er durch absichtsloses Anschauen seit langem kennt. Und gleich der Rechtfertigungszwang: über Bäume zu reden ist kein Verbrechen mehr, weil inzwischen so viele von ihnen krank sind. Fünfundzwanzig Minuten Schönes -, selbst wenn du das der Sprache abtrotzen oder aus ihr herauszärteln könntest, fünfundzwanzig oder gar dreißig Minuten Schönes -, dann bist du erledigt. Ein Sonntagsrednerpult, Paulskirche, öffentlichste Öffentlichkeit, Medienpräsenz, und dann etwas Schönes! Nein, das war dem für den Preis Ausgesuchten schon ohne alle Hilfe von außen klar geworden, das durfte nicht sein. Aber als er dann so deutlich gesagt kriegte, daß von ihm erwartet werde, die kritische Sonntagsrede zu halten, wehrte sich in ihm die freizeitsdürstige Seele doch noch

einmal. Daß ich mein Potpourri des Schönen hätte rechtfertigen müssen, war mir auch klar. Am besten mit solchen Geständnissen: Ich verschließe mich Übeln, an deren Behebung ich nicht mitwirken kann. Ich habe lernen müssen, wegzuschauen. Ich habe mehrere Zufluchtwinkel, in die sich mein Blick sofort flüchtet, wenn mir der Bildschirm die Welt als eine unerträgliche vorführt. Ich finde, meine Reaktion sei verhältnismäßig. Unerträgliches muß ich nicht ertragen. Auch im Wegdenken bin ich geübt. Ich käme ohne Wegschauen und Wegdenken nicht durch den Tag und schon gar nicht durch die Nacht. Ich bin auch nicht der Ansicht, daß alles gesühnt werden muß. In einer Welt, in der alles gesühnt werden müßte, könnte ich nicht leben. Also ist es mir ganz und gar unangenehm, wenn die Zeitung meldet: Ein idealistischer Altachtundsechziger, der dann für die DDR spionierte und durch die von Brüssel nach Ostberlin und Moskau verratenen NATO-Dokumente dazu beigetragen hat, denen im Osten begreiflich zu machen, wie wenig von der NATO ein atomarer Erstschlag zu befürchten sei, dieser idealistisch-sozialistische Weltverbesserer wird nach der Wende zu zwölf Jahren Gefängnis und 100 000 Mark Geldstrafe verurteilt, obwohl das Oberlandesgericht Düsseldorf im Urteil festhält, „daß es ihm auch darum ging, zum Abbau von Vorurteilen und Besorgnissen des Warschauer Paktes die Absichten der NATO transparent zu machen und damit zum Frieden beizutragen ...“ Und er habe „auch nicht des Geldes wegen für seine östlichen Auftraggeber gearbeitet“. Wolfgang Schäuble und andere Politiker der CDU haben dafür plädiert, im Einigungsvertrag die Spionage

beider Seiten von Verfolgung freizustellen. Trotzdem kam es 1992 zu dem Gesetz, das die Spione des Westens straf-frei stellt und finanziell entschädigt, Spione des Ostens aber der Strafverfolgung ausliefert. Vielleicht hätte ich auch von diesem Vorfall wegdenken können, wenn er nicht ziemlich genau dem Fall gliche, den ich noch zur Zeit der Teilung in einer Novelle dargestellt habe. Und man kann als Autor, wenn die Wirklichkeit die Literatur geradezu nachahmt, nicht so tun, als ginge es einen nichts mehr an. Wenn die unselige Teilung noch bestünde, der kalte Krieg noch seinen gefährlichen Unsinn fortfretten dürfte, wäre dieser Gefangene, der als „Meisterspion des Warschauer Paktes im NATO-Hauptquartier in Brüssel“ firmiert, längst gegen einen Gleichkräftigen, den sie drüben gefangen hätten, ausgetauscht. Dieser Gefangene büßt also die deutsche Einigung, Resozialisierung kann nicht der Sinn dieser Bestrafung sein, Abschreckung auch nicht. Bleibt nur Sühne. Unser sehr verehrter Herr Bundespräsident hat es ablehnen müssen, diesen Gefangenen zu begnadigen. Und der Bundespräsident ist ein Jurist von hohem Rang. Ich bin Laie. Fünf Jahre von zwölfen sind verbüßt. Wenn schon die juristisch-politischen Macher es nicht wollten, daß Ost und West rechtlich gleichgestellt wären, wahrscheinlich weil das eine nachträgliche Anerkennung des Staates DDR bedeutet hätte - na und?! -, wenn schon das Recht sich als unfähig erweist, die politisch glücklich verlaufene Entwicklung menschlich zu fassen, warum dann nicht Gnade vor Recht? So der Laie.

Also doch die Sonntagsrede der scharfen Darstellung bundesrepublikanischer Justiz

widmen? Aber dann ist die Rede zu Ende, ich gehe essen, schreibe morgen weiter am nächsten Roman und der Spion sühnt und sühnt und sühnt bis ins nächste Jahrtausend. Wenn das nicht peinlich ist, was, bitte, ist dann peinlich? Aber ist die vorherschaubare Wirkungslosigkeit ein Grund, etwas, was du tun solltest, nicht zu tun? Oder mußt du eine kritische Rede nicht schon deshalb meiden, weil du auf diesen von dir als sinnlos und ungerecht empfundenen Strafvollzugsfall nur zu sprechen kommst, weil du die kritische Sonntagsrede halten sollst? In deinem sonstigen Schreiben würdest du dich nicht mehr mit einem solchen Fall beschäftigen, so peinlich es dir ist, wenn du daran denkst, daß dieser idealistische Mensch sitzt und sitzt und sitzt.

Es gibt die Formel, daß eine bestimmte Art Geistestätigkeit die damit Beschäftigten zu Hütern oder Treuhändern des Gewissens mache; diese Formel finde ich leer, pompös, komisch. Gewissen ist nicht delegierbar. Ich werde andauernd Zeuge des moralisch-politischen Auftretens dieses oder jenes schätzenswerten Intellektuellen und habe selber schon, von unangenehmen Aktualitäten provoziert, derartige Auftritte nicht vermeiden können.

Aber gleich stellt sich eine Bedingung ein, ohne die nichts mehr geht. Nämlich: etwas, was man einem anderen sagt, mindestens genauso zu sich selber sagen. Den Anschein vermeiden, man wisse etwas besser. Oder gar, man sei besser. Stilistisch nicht ganz einfach: kritisch werden und doch glaubwürdig ausdrücken, daß du nicht glaubst, etwas besser zu wissen. Noch schwieriger dürfte es sein, dich in Gewissensfragen einzumischen und doch den Anschein zu vermeiden,

du seist oder hieltest dich für besser als die, die du kritisierst.

In jeder Epoche gibt es Themen, Probleme, die unbestreitbar die Gewissensthemen der Epoche sind. Oder dazu gemacht werden. Zwei Belege für die Gewissensproblematik dieser Epoche. Ein wirklich bedeutender Denker formulierte im Jahr 92: „Erst die Reaktionen auf den rechten Terror – die aus der politischen Mitte der Bevölkerung und die von oben: aus der Regierung, dem Staatsapparat und der Führung der Parteien – machen das ganze Ausmaß der moralisch-politischen Verwahrlosung sichtbar.“ Ein ebenso bedeutender Dichter ein paar Jahre davor: „Gehen Sie in irgendein Restaurant in Salzburg. Auf den ersten Blick haben Sie den Eindruck: lauter brave Leute. Hören Sie Ihren Tischnachbarn aber zu, entdecken

Sie, daß sie nur von Ausrottung und Gaskammern träumen.“ Addiert man, was der Denker und der Dichter – beide wirklich gleich seriös – aussagen, dann sind Regierung, Staatsapparat, Parteienführung und die braven Leute am Nebentisch „moralisch-politisch“ verwahrlost. Meine erste Reaktion, wenn ich Jahr für Jahr solche in beliebiger Zahl zitierbaren Aussagen von ganz und gar seriösen Geistes- und Sprachgrößen lese, ist: Warum bietet sich mir das nicht so dar? Was fehlt meiner Wahrnehmungsfähigkeit? Oder liegt es an meinem zu leicht einzuschläfernden Gewissen? Das ist klar, diese beiden Geistes- und Sprachgrößen sind auch Gewissensgrößen. Anders wäre die Schärfe der Verdächtigung oder schon Beschuldigung nicht zu erklären. Und wenn eine Beschuldigung weit genug geht, ist sie an sich schon schlagend, ein Beweis erübrigt sich da. Endlich

tut sich eine Möglichkeit auf, die Rede kritisch werden zu lassen. Ich hoffe, daß auch selbstkritisch als kritisch gelten darf. Warum werde ich von der Empörung, die dem Denker den folgenden Satz anfang gebietet, nicht mobilisiert: „Wenn die sympathisierende Bevölkerung vor brennenden Asylantenheimen Würstchenbuden aufstellt ...“ Das muß man sich vorstellen: die Bevölkerung sympathisiert mit denen, die Asylantenheime angezündet haben, und stellt deshalb Würstchenbuden vor die brennenden Asylantenheime, um auch noch Geschäfte zu machen. Und ich muß zugeben, daß ich mir das, wenn ich es nicht in der intellektuell maßgeblichen Wochenzeitung und unter einem verehrungswürdigen Namen lese, nicht vorstellen könnte. Die tausend edle Meilen von der Bildzeitung entfernte Wochenzeitung tut noch ein übriges, um meiner ungenügenden moralisch-politischen Vorstellungskraft zu helfen; sie macht aus den Wörtern des Denkers fett gedruckte Hervorhebungskästchen, daß man das Wichtigste auch dann zur Kenntnis nehme, wenn man den Aufsatz selber nicht Zeile für Zeile liest. Da sind dann die Wörter des Denkers im Extraschaudruckkästchen so zu besichtigen: „Würstchenbuden vor brennenden Asylantenheimen und symbolische Politik für dumpfe Gemüter.“

Ich kann solche Aussagen nicht bestreiten; dazu sind sowohl der Denker als auch der Dichter zu seriöse Größen. Aber – und das ist offenbar meine moralisch-politische Schwäche – genau so wenig kann ich ihnen zustimmen. Meine nichts als triviale Reaktion auf solche schmerzhaften Sätze: Hoffentlich stimmt's nicht, was uns da so kraß gesagt wird. Es geht sozusam-

gen über meine moralisch-politische Phantasie hinaus, das, was da gesagt wird, für wahr zu halten. Bei mir stellt sich eine unbeweisbare Ahnung ein: Die, die mit solchen Sätzen auftreten, wollen uns wehtun, weil sie finden, wir haben das verdient. Wahrscheinlich wollen sie auch sich selber verletzen. Aber uns auch. Alle. Eine Einschränkung: Alle Deutschen. Denn das ist schon klar: In keiner anderen Sprache könnte im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts so von einem Volk, von einer Bevölkerung, einer Gesellschaft gesprochen werden. Das kann man nur von Deutschen sagen. Allenfalls noch, so weit ich sehe, von Österreichern.

Jeder kennt unsere geschichtliche Last, die unvergängliche Schande, kein Tag, an dem sie uns nicht vorgehalten wird. Könnte es sein, daß die Intellektuellen, die sie uns vorhalten, dadurch, daß sie uns die Schande vorhalten, eine Sekunde lang der Illusion verfallen, sie hätten sich, weil sie wieder im grausamen Erinnerungsdienst gearbeitet haben, ein wenig entschuldigt, seien für einen Augenblick sogar näher bei den Opfern als bei den Tätern? Eine momentane Milderung der unerbittlichen Entgegengesetztheit von Tätern und Opfern. Ich habe es nie für möglich gehalten, die Seite der Beschuldigten zu verlassen. Manchmal, wenn ich nirgends mehr hinschauen kann, ohne von einer Beschuldigung attackiert zu werden, muß ich mir zu meiner Entlastung einreden, in den Medien sei auch eine Routine des Beschuldigten entstanden. Von den schlimmsten Filmsequenzen aus Konzentrationslagern habe ich bestimmt schon zwanzigmal weggeschaut. Kein ernstzunehmender Mensch leugnet Auschwitz; kein noch zurechnungsfähiger

ger Mensch deutelt an der Grauenhaftigkeit von Auschwitz herum; wenn mir aber jeden Tag in den Medien diese Vergangenheit vorgehalten wird, merke ich, daß sich in mir etwas gegen diese Dauerpräsentation unserer Schande wehrt. Anstatt dankbar zu sein für die unaufhörliche Präsentation unserer Schande, fange ich an wegzuschauen. Wenn ich merke, daß sich in mir etwas dagegen wehrt, versuche ich, die Vorhaltung unserer Schande auf Motive hin abzuhören und bin fast froh, wenn ich glaube, entdecken zu können, daß öfter nicht mehr das Gedenken, das Nichtvergessen-dürfen das Motiv ist, sondern die Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken. Immer guten Zwecken, ehrenwerten. Aber doch Instrumentalisierung. Jemand findet die Art, wie wir die Folgen der deutschen Teilung überwinden wollen, nicht gut und sagt, so ermöglichen wir ein neues Auschwitz. Schon die Teilung selbst, solange sie dauerte, wurde von maßgeblichen Intellektuellen gerechtfertigt mit dem Hinweis auf Auschwitz. Oder: Ich stellte das Schicksal einer jüdischen Familie von Landsberg an der Warthe bis Berlin nach genauester Quellenkenntnis dar als einen fünfzig Jahre lang durchgehaltenen Versuch, durch Taufe, Heirat und Leistung dem ostjüdischen Schicksal zu entkommen und Deutsche zu werden, sich ganz und gar zu assimilieren. Ich habe gesagt, wer alles als einen Weg sieht, der nur in Auschwitz enden konnte, der macht aus dem deutsch-jüdischen Verhältnis eine Schicksalskatastrophe unter gar allen Umständen. Der Intellektuelle, der dafür zuständig war, nannte das eine Verharmlosung von Auschwitz. Ich nehme zu meinen Gunsten an, daß er nicht alle Entwick-

lungen dieser Familie so studiert haben kann wie ich. Auch haben heute lebende Familienmitglieder meine Darstellung bestätigt. Aber: Verharmlosung von Auschwitz. Da ist nur noch ein kleiner Schritt zur sogenannten Auschwitzlüge. Ein smarter Intellektueller hißt im Fernsehen in seinem Gesicht einen Ernst, der in diesem Gesicht wirkt wie eine Fremdsprache, wenn er der Welt als schweres Versagen des Autors mitteilt, daß in des Autors Buch Auschwitz nicht vorkomme. Nie etwas gehört vom Urgesetz des Erzählens: der Perspektivität. Aber selbst wenn, Zeitgeist geht vor Ästhetik.

Bevor man das alles als Rüge des eigenen Gewissensmangels einsteckt, möchte man zurückfragen, warum, zum Beispiel, in Goethes „Wilhelm Meister“, der ja erst 1795 zu erscheinen beginnt, die Guillotine nicht vorkommt. Und mir drängt sich, wenn ich mich so moralisch-politisch gerügt sehe, eine Erinnerung auf. Im Jahr 1977 habe ich nicht weit von hier, in Bergen-Enkheim, eine Rede halten müssen und habe die Gelegenheit damals dazu benutzt, folgendes Geständnis zu machen: „Ich halte es für unerträglich, die deutsche Geschichte – so schlimm sie zuletzt verlief – in einem Katastrophenprodukt enden zu lassen.“ Und: „Wir dürften, sage ich vor Kühnheit zitternd, die BRD so wenig anerkennen wie die DDR. Wir müssen die Wunde namens Deutschland offenhalten.“ Das fällt mir ein, weil ich jetzt wieder vor Kühnheit zittere, wenn ich sage: Auschwitz eignet sich nicht, dafür Drohroutine zu werden, jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralkeule oder auch nur Pflichtübung. Was durch Ritualisierung zustande kommt, ist von der Qualität des Lip-

pengebets. Aber in welchen Verdacht gerät man, wenn man sagt, die Deutschen seien jetzt ein ganz normales Volk, eine ganz gewöhnliche Gesellschaft?

In der Diskussion um das Holocaustdenkmal in Berlin kann die Nachwelt einmal nachlesen, was Leute anrichteten, die sich für das Gewissen von anderen verantwortlich fühlten. Die Betonierung des Zentrums der Hauptstadt mit einem fußballfeldgroßen Alptraum. Die Monumentalisierung der Schande. Der Historiker Heinrich August Winkler nennt das „negativen Nationalismus“. Daß der, auch wenn er sich tausendmal besser vorkommt, kein bißchen besser ist als sein Gegenteil, wage ich zu vermuten. Wahrscheinlich gibt es auch eine Banalität des Guten.

Etwas, was man einem anderen sagt, mindestens genauso zu sich selber sagen. Klingt wie eine Maxime, ist aber nichts als Wunschdenken. Öffentlich von der eigenen Mangelhaftigkeit sprechen? Unversehens wird auch das Phrase. Daß solche Verläufe schwer zu vermeiden sind, muß mit unserem Gewissen zu tun haben. Wenn ein Denker „das ganze Ausmaß der moralisch-politischen Verwahrlosung“ der Regierung, des Staatsapparates und der Führung der Parteien kritisiert, dann ist der Eindruck nicht zu vermeiden, sein Gewissen sei reiner als das der moralisch-politisch Verwahrlosten. Aber wie fühlt sich das an, ein reineres, besseres, ein gutes Gewissen? Ich will mir, um mich vor weiteren Bekennnispeinlichkeiten zu schützen, von zwei Geistesgrößen helfen lassen, deren Sprachverstand nicht anzuzweifeln ist. Heidegger und Hegel. Heidegger, 1927, „Sein und Zeit“. „Das Gewißwerden des Nichtgetan-

habens hat überhaupt nicht den Charakter eines Gewissensphänomens. Im Gegenteil: dieses Gewißwerden des Nichtgetanhabens kann eher ein Vergessen des Gewissens bedeuten.“ Das heißt, weniger genau gesagt: Gutes Gewissen, das ist so wahrnehmbar wie fehlendes Kopfwahl. Aber dann heißt es im Gewissensparaphen von „Sein und Zeit“: „Das Schuldigsein gehört zum Dasein selbst.“ Ich hoffe nicht, daß das gleich wieder als eine bequeme Entlastungsphrase für zeitgenössische schuldunlustige Finsterlinge verstanden wird. Jetzt Hegel. Hegel in der Rechtsphilosophie: „Das Gewissen, diese tiefste innerliche Einsamkeit mit sich, wo alles Äußerliche und alle Beschränktheit verschwunden ist, diese durchgängige Zurückgezogenheit in sich selbst...“

Ergebnis der philosophischen Hilfe: Ein gutes Gewissen ist keins. Mit seinem Gewissen ist jeder allein. Öffentliche Gewissensakte sind deshalb in der Gefahr symbolisch zu werden. Und nichts ist dem Gewissen fremder als Symbolik, wie gut sie auch gemeint sei. Diese „durchgängige Zurückgezogenheit in sich selbst“ ist nicht repräsentierbar. Sie muß „innerliche Einsamkeit“ bleiben. Es kann keiner vom anderen verlangen, was er gern hätte, der aber nicht geben will. Oder kann. Und das ist nicht nur deutsche idealistische Philosophie. In der Literatur, zum Beispiel, Praxis. Bei Kleist. Und jetzt kann ich doch noch etwas Schönes bringen. Herrliche Aktionen bei Kleist, in denen das Gewissen als das schlechthin Persönliche geachtet, wenn nicht sogar gefeiert wird. Der Reitergeneral Prinz von Homburg hat sich in der Schlacht befehlswidrig verhalten, der Kurfürst verurteilt ihn zum Tode, dann, plötzlich: „Er ist

begnadigt!“ Natalie kann es kaum glauben: „Ihm soll vergeben sein? Er stirbt jetzt nicht?“ fragt sie. Und der Kurfürst: „Die höchste Achtung, wie Dir wohl bekannt/Trag ich im Innersten für sein Gefühl/Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten/Kassier' ich die Artikel; er ist frei!“

Also, es wird ganz vom Gefühl des Verurteilten abhängig gemacht, ob das Todesurteil vollzogen wird. Wenn der Verurteilte das Urteil für ungerecht halten kann, ist er frei.

Das ist Gewissensfreiheit, die ich meine. Das Gewissen, sich selbst überlassen, produziert noch Schein genug. Öffentlich gefordert, regiert nur der Schein. Birgt und verbirgt nicht jeder ein innerstes, auf Selbstachtungproduktion angelegtes Spiegelkabinett? Ist nicht jeder eine Anstalt zur Lizenzierung der unvereinbarsten Widersprüche? Ist nicht jeder ein Fließband der unendlichen Lüge-Wahrheit-Dialektik? Nicht jeder ein von Eitelkeiten dirigierter Gewissenskämpfer? Oder verallgemeinere ich mich jetzt schon zu sehr, um eigener Schwäche Gesellschaft zu verschaffen? Die Frage kann ich doch nicht weglassen: Wäre die Öffentlichkeit ärmer oder gewissensverrohter, wenn Dichter und Denker nicht als Gewissenswarte der Nation aufräten? Beispiele, bitte. In meinem Lieblingsjahrzehnt, 1790 bis 1800, sind Schiller, Fichte, Hegel, Hölderlin Befürworter der Französischen Revolution. Goethe, seit 1776 Weimarer Staatsbeamter, seit 1782 im Adelsstand, macht mit seinem Herzog eine Kriegsreise im antirevolutionären Lager, vor Verdun beobachtet er, heißt es, an kleinen Fischen in einem mit klarem Wasser gefüllten Erdtrichter prismatische Farben. Einen Monat

nach dem Ausbruch der Revolution hat er sein zärtlich-innigstes Spiegelbildstück vollendet: den Tasso. Und als er im Jahr 94 Schiller in Jena in der „Naturforschenden Gesellschaft“ trifft, wird, heißt es, die Freundschaft endgültig begründet. Und den einen hat es offenbar nicht gestört, daß der andere eine ganz andere Art von Gewissen pflegte als er selber. Wer war nun da das Gewissen des Jahrzehnts? Liegt das jetzt an der Größe dieser beiden, daß eine Freundschaft entstand zwischen zwei wahrhaft verschiedenen Gewissen? Oder gab es damals noch Toleranz? Ein Fremdwort, das wegen Nichtmehrvorkommens des damit Bezeichneten heute eher entbehrlich ist. Noch so ein Gewissensbeispiel: Thomas Mann. Kurz vor 1918 lehnt er Demokratie ab, sie sei bei uns „landfremd, ein Übersetztes, das ... niemals deutsches Leben und deutsche Wahrheit werden kann. ... Politik ... , Demokratie ist an und für sich etwas Undeutsches, Widerdeutsches...“ Und 1922, zu Gerhart Hauptmanns Sechzigstem spricht er: „Von deutscher Republik“, und zwar so: „... fast nur um zu beweisen, daß Demokratie, daß Republik Niveau haben, sogar das Niveau der deutschen Romantik haben kann, bin ich auf dieses Podium getreten.“ Und blieb auf diesem Podium. Aber vorher war er auch schon zwanzig Jahre lang ein Intellektueller und Schriftsteller, aber, was die öffentliche Meinung angeht, auf der anderen Seite. Aber wer seine Bücher liest von „Buddenbrooks“ bis „Zauberberg“, der kriegt von diesem krassen Meinungswechsel so gut wie nichts mit. Dafür aber, behaupte ich, den wirklichen Thomas Mann: Wie er wirklich dachte und empfand; seine Moralität also, teilt sich

in seinen Romanen und Erzählungen unwillkürlich und vertrauenswürdig mit als in den Texten, in denen er politisch-moralisch rechthaben mußte. Oder gar das Gefühl hatte, er müsse sich rechtfertigen.

Das möchte man den Meinungssoldaten entgegenhalten, wenn sie, mit vorgehaltener Moralpistole, den Schriftsteller in den Meinungsdienst nötigen. Sie haben es immerhin soweit gebracht, daß Schriftsteller nicht mehr gelesen werden müssen, sondern nur noch interviewt. Daß die so zustande kommenden Platzanweisungen in den Büchern dieser Schriftsteller entweder nicht verifizierbar oder kraß widerlegt werden, ist dem Meinungs- und Gewissenswart eher egal, weil das Sprachwerk für ihn nicht verwertbar ist.

Gibt es außer der literarischen Sprache noch eine, die mir nichts verkaufen will? Ich kenne keine. Deshalb: Nichts macht so frei wie die Sprache der Literatur. Siehe Kleist.

Mein Vertrauen in die Sprache hat sich gebildet durch die Erfahrung, daß sie mir hilft, wenn ich nicht glaube, ich wisse etwas schon. Sie hält sich zurück, erwacht sozusagen gar nicht, wenn ich meine etwas schon zu wissen, was ich nur noch mit Hilfe der Sprache formulieren müsse. Ein solches Unternehmen reizt sie nicht. Sie nennt mich dann rechthaberisch. Und bloß, um mir zum Rechthaben zu verhelfen, wacht sie nicht auf. Etwa um eine kritische Rede zu halten, weil es Sonntagvormittag ist und die Welt schlecht und diese Gesellschaft natürlich besonders schlecht und überhaupt alles ohne ein bißchen Beleidigung fade ist; wenn ich ahne, daß es gegen meine Empfindung wäre, mich ein

weiteres Mal dieser Predigtersatzfunktion zu fügen, dann liefere ich mich der Sprache aus, überlasse ihr die Zügel, egal, wohin sie mich führe. Letzteres stimmt natürlich nicht. Ich falle ihr in die Zügel, wenn ich fürchten muß, sie gehe zu weit, sie verrate zuviel von mir, sie enthülle meine Unvorzeigbarkeit zu sehr. Da mobilisiere ich furcht- und bedachtsam sprachliche Verbergungsroutinen jeder Art. Als Ziel einer solchen Sonntagsrede schwebt mir allenfalls vor, daß die Zuhörer, wenn ich den letzten Satz gesagt habe, weniger von mir wissen als bei meinem ersten Satz. Der Ehrgeiz des der Sprache vertrauenden Redners darf es sein, daß der Zuhörer oder die Zuhörerinnen der Redner am Ende der Rede nicht mehr so gut zu kennen glaubt wie davor. Aber eine ganz abenteuerliche Hoffnung kann der Redner dann doch nicht unterdrücken: daß nämlich der Redner dadurch, daß man ihn nicht mehr so klipp und klar kennt wie vor der Rede, eben dadurch dem Zuhörer oder der Zuhörerinnen vertrauter geworden ist. Es soll einfach gehofft werden dürfen, man könne einem anderen nicht nur dadurch entsprechen, daß man sein Wissen vermehrt, seinen Standpunkt stärkt, sondern, von Sprachmensch zu Sprachmensch, auch dadurch, daß man sein Dasein streift auf eine nicht kalkulierbare, aber vielleicht erlebbare Art. Das ist eine reine Hoffnung.

Jetzt sage ich nur noch: Ach, verehrter Herr Bundespräsident, lassen Sie doch Herrn Rainer Rupp gehen. Um des lieben Friedens willen.

Quelle: Internet/FR

„Auschwitz als Moralkеule“ | So lügt das Fernsehen
 Martin Walsers Tabu-Bruch / S.7 | Wahlen manipuliert / S.3

Deutsche

Nationalzeitung

Der Griff in die Steuerkasse: S. 10

Der Griff in die Steuerkasse: S. 10
 so bereichern sich Politiker / S. 10
 freih... erparteilich

Anzeige

Wer ist wer im Judentum?

DIE SENSATIONSTITEL



Band 1
 in zweiter
 Auflage
 Best.Nr. 3500

Band 2
 erscheint in Kürze
 Best.Nr. 4200

Die einzigartigen
 Nachschlagewerke.

Je DM 49,90,
 512 Seiten,
 reich bebildert.

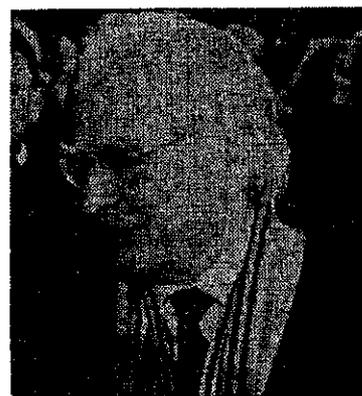
BESTELLSCHHEIN LETZTE SEITE

„Auschwitz als Moralkеule“

Aus der Rede Martin Walsers aus Anlaß der
 Verleihung des Friedenspreises des Deutschen
 Buchhandels

Der weltberühmte deutsche Schriftsteller Martin Walser, einer der bedeutendsten Autoren der deutschen Nachkriegsliteratur, empfing am vergangenen Sonntag den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Nachfolgend einige besonders interessante Erkenntnisse aus Walsers Dankrede:

Jeder kennt unsere geschichtliche Last, die unvergängliche Schande, kein Tag, an dem sie uns nicht vorgehalten wird. Könnte es sein, daß die Intellektuellen, die sie uns vorhalten, dadurch, daß sie uns die Schande vorhalten, eine Sekunde lang der Illusion verfallen, sie hätten sich, weil sie wieder im grausamen Erinnerungsdienst gearbeitet haben, ein wenig entschuldigt, seien für einen Augenblick sogar näher bei den Opfern als bei den Tätern? Eine momentane Milderung der unerbittlichen Entgegengesetztheit von Tätern und Opfern. Ich habe es nie für möglich gehalten, die Seite der Beschuldigten zu verlassen. Manchmal, wenn ich nirgends mehr hinschauen kann, ohne von einer Beschuldigung attackiert zu werden, muß ich mir zu meiner Entlastung einreden, in den Medien sei auch eine Routine des Beschuldigens entstanden. Von den schlimmsten Filmsequenzen aus Konzentrationslagern habe ich bestimmt schon zwanzigmal weggeschaut. Kein ernstzunehmender Mensch leugnet Auschwitz, kein noch zurechnungsfähiger Mensch deutet an der Grauenhaftigkeit von Auschwitz herum, wenn mir aber jeden Tag in den Medien diese Vergangenheit vorgehalten wird, merke ich, daß sich in mir



Martin Walser am Sonntag bei der Preisverleihung

etwas gegen diese Dauerpräsentation unserer Schande wehrt.

Auschwitz eignet sich nicht dafür, Drohroutine zu werden, jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralkеule oder auch nur Pflichtübung. Was durch solche Ritualisierung zustande kommt, ist von der Qualität Lippengebets. Aber in welchen Verdacht gerät man, wenn man sagt, die Deutschen seien jetzt ein normales Volk, eine gewöhnliche Gesellschaft?

In der Diskussion um das Holocaustdenkmal in Berlin kann die Nachwelt einmal nachlesen, was Leute anrichten, die sich für das Gewissen von anderen verantwortlich fühlen. Die Betonierung des Zentrums der Hauptstadt mit einem fußballfeldgroßen Alptraum. Die Monumentalisierung der Schande. Der Historiker Heinrich August Winkler nennt das „negativen Nationalismus“.

Grenzschutz muß verstärkt werden

Wer von der Schande spricht

Niemand darf die Erinnerung
an die Verbrechen des Nationalsozialismus
auslöschen: Eine Rede zum 9. November

Von Ignatz Bubis

Wir gedenken heute des 9. November 1938. Des Tages, an dem Synagogen und Gebetshäuser im gesamten damaligen Deutschen Reich angezündet und geschändet wurden. In dieser Nacht des schrecklichen Pogroms, die nach damaligem Sprachgebrauch „Reichskristallnacht“ genannt wurde, sind darüber hinaus jüdische Geschäfte und Wohnungen geplündert worden, und es gab zahlreiche Verhaftungen sowie fast einhundert Menschenopfer. Diese Nacht bildete einen Zwischenhöhepunkt in der Barbarei des nationalsozialistischen Regimes.

Ich weiß, daß der Antisemitismus nicht erst durch die Nazis erfunden wurde. Ich kenne aus Geschichtsbüchern den für mehr als ein Jahrtausend gültigen christlichen Antijudaismus, der zu Pogromen der Kreuzfahrer und zur spanischen Inquisition geführt hat. Ich kenne den modernen Antisemitismus um die Jahrhundertwende in Frankreich, und ich kenne aus Erzählungen meines Vaters die antijüdischen Ausschreitungen im zaristischen Rußland. Ich habe eine Mischung zwischen einem christlichen Antijudaismus und modernem Antisemitismus 1935 bis 1939 in Polen und einen Antisemitismus in der Maske des Antizionismus in den kommunistischen Ländern erlebt. Ich habe erlebt, wie gleich nach dem Ende des Krieges 1945 wieder antisemitische Pogrome stattfanden.

Während es im christlichen Antijudaismus um die Christianisierung der Völker ging und es sich bei den anderen antisemitischen Ausschreitungen um Handlungen einzelner Gruppen, wenn auch teilweise mit staatlicher Duldung handelte, so begann 1933 in Deutschland ein anti-jüdischer Terror, der vom Staat organisiert und mit Unterstützung von willigen Helfern durchgeführt wurde. Diese willigen Helfer fanden die Nazis nicht nur in Deutschland, sondern auch in den von ihnen besetzten Ländern. Die antijüdische nationalsozialistische Gesetzgebung begann schon mit der Machtübernahme am 30. Januar 1933 und verstärkte sich nach dem Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933 („Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich“). Mit diesem Gesetz wurde die gesamte Staatsgewalt den Nationalsozialisten übertragen.

Lediglich die Sozialdemokraten stimmten damals dagegen, während die Kommunisten bereits verboten waren.

Die Hetze begann nicht erst am 9. November.

Die Hetze gegen alles, was jüdisch war, ging weiter, und am 15. September 1935 wurden alle Beamten jüdischer Herkunft, „egal welcher Konfession sie angehörten“, so die Weisung, aus dem Dienst entlassen. Damit wurde aus der Religionsgemeinschaft des Judentums eine „Rassengemeinschaft“, und die „Nürnberger Rassengesetze“ verdeutlichten das.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung von
Ignatz Bubis

Abweichend vom veröffentlichten Manuskript,
dankte Herr Bubis dem Bundespräsident am Schluß seiner Rede für die Einführung des 27. Januar als Gedenktag an die Befreiung Auschwitz.

Der 9. November 1938, mit der Niederbrennung von mehr als 1300 Synagogen und Bethäusern, mit der Verschleppung von Zehntausenden in die Konzentrationslager und fast einhundert umgebrachten Juden war ein Zwischenschritt, dem noch weitere Ereignisse folgten, die am Ende fast zur Vernichtung des gesamten europäischen Judentums führten. Die deutsche Judenheit mußte damals eine Milliarde Reichsmark aufbringen und an die Staatsmacht als Kontribution entrichten - da hatte sie den ihr am 9. und 10. November 1938 zugefügten Schaden auch noch selbst zu bezahlen.

Der 9. November ist ein geschichtsträchtiges Datum in der deutschen Geschichte. Neben dem 9. November 1938 gab es den 9. November 1918, den Tag der Gründung der „Weimarer Republik“, am 9. November 1923 fand der Marsch auf die Feldherrnhalle in München statt, um die „Weimarer Republik“ zu stürzen, und am 9. November 1989 fiel in Berlin die Mauer, wodurch es möglich wurde, die „Berliner Republik“ zu gründen.

Den Ereignissen des 9. November 1938 folgte dann noch der 20. Januar 1942, an dem die berühmte „Wannseekonferenz“ stattfand, die die sogenannte „Endlösung der Judenfrage“ beschlossen hat. Als Ergebnis sind Sobibor, Majdanek, Plaschow, Chelmno, Treblinka und Auschwitz, um nur die sechs Vernichtungslager zu nennen, in die Geschichte eingegangen. Wobei Auschwitz als das Synonym der Vernichtung in den Sprachgebrauch eingegangen ist.

1944 gab es im Deutschen Reich etwa 68000 Zwangsarbeitslager, in denen mehr als sechs Millionen Menschen Zwangs- beziehungsweise Sklavenarbeit verrichtet haben. Darunter etwa 4-5 Millionen Osteuropäer, die bis heute entweder gar nicht oder nur geringfügig entschädigt wurden.

Es sind viele Bücher über diese Schreckenszeit geschrieben worden, und sie wurden sogar gelesen, aber manchmal frage ich mich: Wurden sie auch begriffen? Ich weiß, daß vieles gar nicht zu begreifen ist! Wie wollen wir, die Überlebenden oder die Zeitzeugen unseren Nachkommen erzählen, daß die Menschen, die gestern noch Nachbarn waren, plötzlich zu reißenden Bestien wurden und unschuldige Männer, Frauen und Kinder grundlos, nur weil sie Juden waren oder weil sie von Juden abstammten, einfach massakrierten? Oder wie wollen wir unseren Kindern und Enkelkindern begreiflich machen, daß ein Staatswesen eine Bürokratie aufbaute, deren einziges Ziel die Vernichtung eines Volkes war, und ihm dabei Hunderttausende ohne Skrupel folgten?

Ist es überhaupt zu begreifen? Und haben wir alle auch wirklich die Lehren daraus gezogen? Gehen wir heute toleranter miteinander um? Haben wir wirklich die Trauer der Hinterbliebenen und die Gefühle der Opfer

verstanden? Verstehen wir, die Ängste der Überlebenden zu respektieren?

Wir, die jüdische Gemeinschaft, können nicht die einzigen sein, die die Verbrechen der Zeit des Nationalsozialismus beklagen. Es gab einen Völkermord am Judentum mit etwa sechs Millionen Ermordeten. Es gab weitere fünfzig Millionen Kriegsoffer, und alle diese Opfer sind auf die Schuld des NS-Systems zurückzuführen, weil es dieses System war, das seit 1933 auf den Krieg und auf die Vernichtung des Judentums hingearbeitet hat. Die Gesellschaft ist gefordert: Es kann nicht sein, daß die Bekämpfung des Rassismus und Antisemitismus sowie der Fremdenfeindlichkeit den Juden überlassen wird, während ein Teil der Gesellschaft sich dadurch eher belästigt fühlt.

In der Nachkriegszeit gab es einige Versuche, die überwiegend, aber nicht nur, aus rechtsradikalen Kreisen kamen, die Geschichte zu verändern. Es gab Bestrebungen, „Auschwitz“, das ich hier als Synonym für die Vernichtung von Juden, Sinti und Roma, Homosexuellen, politisch oder religiös Verfolgten benutze, zu verharmlosen oder gar zu leugnen. Wir haben einen Historikerstreit erlebt, der in die gleiche Richtung zielte, oder als Zeichen der „Normalität“ den Versuch, ein antisemitisches Stück aufzuführen. In einer Anzeigenkampagne 1995 wurde versucht, den 8. Mai 1945, der für mich der Tag der Niederlage des verbrecherischen Systems des Nationalsozialismus ist, den Tag zum Beginn der Teilung Deutschlands, als Niederlage Deutschlands und als Beginn der Vertreibung von Deutschen zu erklären. Die Unterzeichner dieser Anzeigenserie haben dabei geflissentlich übersehen, daß alles das nichts anderes als Auswirkungen des Systems waren das am 30. Januar 1933 an die Macht gekommen ist.

Den neuesten Versuch, Geschichte zu verdrängen beziehungsweise die Erinnerung auszulöschen, hat Martin Walser in seiner Dankesrede anlässlich des ihm verliehenen Friedenspreises des Deutschen Buchhandels am 11. Oktober dieses Jahres unternommen. Nachfolgend einige Zitate aus seiner Rede:

„Ich habe lernen müssen wegzuschauen.“

„Unerträgliches muß ich nicht ertragen können. Auch im Wegdenken bin ich geübt. An der Disqualifizierung des Verdrängens kann ich mich nicht beteiligen.“

„Manchmal, wenn ich nirgends mehr hinschauen kann, ohne von einer Beschuldigung attackiert zu werden, muß ich mir zu meiner Entlastung einreden, in den Medien sei auch eine Routine des Beschuldigens entstanden. Von den schlimmsten Filmsequenzen aus Konzentrationslagern habe ich bestimmt schon zwanzigmal weggeschaut. Kein ernstzunehmender Mensch leugnet Auschwitz; kein

noch zurechnungsfähiger Mensch deutet an der Grauenhaftigkeit Von Auschwitz herum; wenn mir aber jeden Tag in den Medien diese Vergangenheit vorgehalten wird, merke ich, daß sich in mir etwas gegen diese Dauerpräsentation unserer Schande wehrt. Anstatt dankbar zu sein für die unaufhörliche Präsentation unserer Schande, fange ich an wegzuschauen.“

„... und bin fast froh, wenn ich glaube, entdecken zu können, daß öfter nicht mehr das Gedenken, das Nichtvergessendürfen das Motiv ist, sondern die Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken. Immer guten Zwecken, ehrenwerten. Aber doch Instrumentalisierung.“

„... weil ich jetzt wieder vor Kühnheit zittere, wenn ich sage: Auschwitz eignet sich nicht dafür, Drohroutine zu werden, jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralkeule oder auch nur Pflichtübung. Was durch solche Ritualisierung zustande kommt, ist von der Qualität Lippengebet. Aber in welchen Verdacht gerät man, wenn man sagt, die Deutschen seien jetzt ein normales Volk, eine gewöhnliche Gesellschaft.“

„Die Betonierung des Zentrums der Hauptstadt mit einem fußballfeldgroßen Albtraum. Die Monumentalisierung der Schande.“

„Ich falle ihr in die Zügel (gemeint ist, wenn Walser sich der Sprache ausliefert), wenn ich fürchten muß, sie gehe zu weit, sie verrate zuviel von mir, sie enthülle meine Unvorzeigbarkeit zu sehr. Da mobilisiere ich furcht- und bedachtsam sprachliche Verbeugungsroutinen jeder Art. Als Ziel einer solchen Sonntagsrede schwebt mir allenfalls vor, daß die Zuhörer, wenn ich den letzten Satz gesagt habe, weniger von mir wissen als bei meinem ersten Satz.“

Ich meine, das ist ein bemerkenswerter Satz. Und noch etwas ist bemerkenswert. Viermal spricht Walser von der Schande, aber nicht ein einziges Mal von den Verbrechen. Und nicht uninteressant ist es, einen Ausschnitt aus einem Aufsatz von Martin Walser aus dem Jahr 1978 zu hören: „Auschwitz. Und damit hat sich's. Verwirkt. Wenn wir Auschwitz bewältigen könnten, könnten wir uns wieder nationalen Aufgaben zuwenden. Aber ich muß zugeben, eine rein weltliche, eine liberale, eine vom Religiösen, eine überhaupt vor allem Ich-Überschreitenden fliehende Gesellschaft kann Auschwitz nur verdrängen. Wo das Ich das Höchste ist, kann man Schuld nur verdrängen.“ Auch das ist deutlich.

Walser hat in seiner jetzigen Rede noch etwas anderes gesagt, zu Rostock: „Das muß man sich vorstellen: Die Bevölkerung sympathisiert mit denen, die Asylantenheime angezündet haben, und stellt deshalb Würstchenbuden vor die brennenden Asylantenheime, um auch noch Geschäfte zu machen. Und ich muß zugeben, daß ich

mir das, wenn ich es nicht in der intellektuell maßgeblichen Wochenzeitung und unter einem verehrungswürdigen Namen läse, nicht vorstellen könnte.“

„Hoffentlich stimmt's nicht, was uns da so kraß gesagt wird, und um mich vollends zu entblößen: Ich kann diese schmerzerzeugenden Sätze... einfach nicht glauben. Es geht sozusagen über meine moralisch-politische Phantasie hinaus das, was da gesagt wird, für wahr zu halten. Bei mir stellt sich eine unbeweisbare Ahnung ein: Die, die mit solchen Sätzen auftreten, wollen uns wehtun, weil sie finden, wir haben das verdient. Wahrscheinlich wollen sie auch sich selber verletzen. Aber uns auch. Alle. Eine Einschränkung: alle Deutschen.“

Was Walser hier nicht glaubt, sind Tatsachen. Aber auch in seinem Interview mit Rudolf Augstein hat Walser sich zehnmal im gleichen Sinne geäußert: Wußtet ihr das wirklich? oder: Das ist eine nachträgliche Inszenierung, oder: Das hast du dir gemerkt? oder: Du verklärst was, oder: Das ist doch nicht wahr, oder: Das kann man nicht glauben, oder: Mit der Wirklichkeit hat das doch nichts zu tun. Er fühlte sich von einem Staunen in das andere versetzt. Auch das sind bemerkenswerte Sätze. Nun meine Antwort an Walser:

Sehr verehrter Herr Bundespräsident, Herr Bundestagspräsident, Herr Bundeskanzler, für das, was ich jetzt sagen werde, bin ich allein verantwortlich und nicht „alle Juden“. Genauso, wie für die Rede von Herrn Walser nur dieser verantwortlich ist und nicht „alle Deutschen“. Das geht schon deshalb nicht, weil ich dann auch für die Rede von Walser verantwortlich sein müßte. Vorab aber einen Satz des Historikers Johannes Fried, den dieser anläßlich des 42. Deutschen Historikertages in seiner Begrüßungsrede gesagt hat: „Wer versucht, der Geschichte zu entkommen, muß auf Dauer scheitern.“

Ich bin vielfach dafür kritisiert worden, daß ich mit meiner Kritik an Walser überzogen hätte und daß ich ihn mißverstanden hätte.

Martin Walser gehört zu den führenden Schriftstellern der Nachkriegsrepublik und ist ein Mann des Wortes. Er muß es sich deshalb gefallen lassen, daß man seiner Sprache und seinem Duktus mehr Aufmerksamkeit schenkt als der Sprache und dem Duktus eines gewöhnlichen Sterblichen wie mir.

Ich wüßte nicht, was es an dem Satz, daß er habe lernen müssen wegzuschauen, daß er im Wegdenken geübt sei und daß er sich an der Disqualifizierung des Verdrängens nicht beteiligen könne, zu deuteln gäbe. Hier spricht Walser eindeutig für eine Kultur des Wegschauens und des Wegdenkens, die im Nationalsozialismus mehr als üblich war und die wir uns heute nicht wieder angewöhnen dürfen.

Wir müssen uns alle der Geschichte stellen, und dazu gehört, nicht nur Filme über Goethe oder Bismarck zu sehen, sondern auch über die Zeit des Nationalsozialismus. Wir befassen uns mit der Geschichte vom Dreißigjährigen Krieg und der Revolution von 1848, selbstverständlich beschäftigen wir uns freudig mit den Biographien von Goethe, Schiller, Beethoven oder Bismarck. Alles das sind Teile der deutschen Geschichte. Zu ihr gehören allerdings auch Hitler und Himmler. Man kann sich nicht nur die schönen Seiten seiner Geschichte herausuchen und die unschönen verdrängen. Wer nicht bereit ist, sich diesem Teil der Geschichte zuzuwenden, sondern es vorzieht, wegzudenken oder zu vergessen, muß darauf gefaßt sein, daß Geschichte sich wiederholen kann.

Diese Schande war nun einmal da und wird durch das Vergessenwollen nicht verschwinden; es ist „geistige Brandstiftung“, wenn jemand darin eine Instrumentalisierung von Auschwitz für gegenwärtige Zwecke sieht. Das sind Behauptungen, wie sie üblicherweise von rechtsextremen „Parteiführern“ kommen. Die Gesellschaft hat sich daran gewöhnt, daß solche Sätze und Behauptungen von rechtsextremer Seite kommen. Wenn allerdings jemand, der sich zur geistigen Elite der Republik zählt, so etwas behauptet, hat das ein ganz anderes Gewicht. Ich kenne keinen, der sich auf Frey oder Deckert beruft, aber mit Sicherheit werden auch die Rechtsextremisten sich jetzt auf Walser berufen.

Nur damit Herr Walser und andere in ihrem Selbstfinden nicht gestört werden, ihren Seelenfrieden finden können und der Eindruck des Instrumentalisierens nicht entsteht, kann man nicht darauf verzichten, Filme über die Schande zu zeigen.

Da ich davon ausgehe, daß Walser, genau wie ich, nicht einer „Kollektivschuld“ das Wort redet, verstehe ich nicht, warum sich Walser beim Anschauen dieser Filme als Beschuldigter fühlt.

Gedenken an die Verbrechen ist keine Pflichtübung

Der Begriff „Auschwitz“ ist keine Drohroutine oder ein Einschüchterungsmittel oder auch nur Pflichtübung. Wenn Walser darin eine „Moralkeule“ sieht, so hat er vielleicht sogar recht, denn man kann, soll und muß aus „Auschwitz“ Moral lernen, sollte es allerdings nicht als Keule betrachten. Ich muß unterstellen, daß es laut Walser möglicherweise nötig ist, die Moral als Keule zu benutzen, weil manche sie sonst vielleicht nicht lernen wollen.

Man kann zu dem Holocaust-Mahnmal in dieser oder jener Form unterschiedlicher Auffassung sein, und man kann auch überhaupt gegen die Errichtung eines solchen

Mahnmals sein. Auf keinen Fall, auch nicht dichterisch, darf man den Entwurf als Albtraum bezeichnen und schon gar nicht als Monumentalisierung der Schande. Die Schande war monumental und wird nicht erst durch ein Mahnmal monumentalisiert.

Diese Teile seiner Rede sind eines Friedenspreisträgers unwürdig. Was ich von der Rede halte, habe ich bereits zum Ausdruck gebracht.

Dieser Trend der Rede Walsers ist neuerdings vermehrt spürbar. Der intellektuelle Nationalismus nimmt zu und ist nicht ganz frei von unterschwelligem Antisemitismus. Besonders irritiert bin ich über eine ganze Reihe von Zuschriften, die überrascht darüber waren, daß ich Walser so kritisiert habe, denn dieser habe doch bloß das ausgesprochen, was die meisten ohnehin dächten. Walser und vielen gehe es dabei auch um eine „Normalität“. Ich weiß nicht, was sie darunter verstehen. Für mich ist Normalität, daß zum Beispiel Juden glauben, wieder in Deutschland leben zu können, daß sich Juden im gesellschaftlichen wie im politischen Leben der Republik engagieren und daß wir eine Demokratie haben, wie es sie bislang auf deutschem Boden nicht gegeben hat. „Normalität“ kann aber nicht bedeuten, die Erinnerung zu verdrängen und mit neuen Antisemiten und einem neuen Rassismus, wie er bei den rechtsextremen Parteien zum Tragen kommt, zu leben. Thomas Assheuer hat in diesem Zusammenhang in der letzten Ausgabe der „Zeit“ richtig geschrieben: „Walser reist nach Frankfurt und fordert Gerechtigkeit und Erinnerung. Für die Opfer? Nein, für die Nation. von deren Normalität er besessen ist.“

Wir in der jüdischen Gemeinschaft haben von Kindheit an gelernt, daß das Erinnern ein wichtiger Bestandteil unserer Geschichte ist. Schon im Talmud heißt es: „Das Geheimnis der Erlösung ist die Erinnerung.“

Der neunte Tag des elften Monats spielt auch in der jüdischen Geschichte eine wichtige Rolle. Schon der erste Tempel wurde vor etwa 2500 Jahren und der zweite Tempel im Jahre 70 heutiger Zeitrechnung am neunten Tag des elften Monats jüdischer Zeitrechnung zerstört. Seit dieser Zeit und bis heute fasten die Juden am Tischa-B'av - das ist der neunte Tag des elften Monats jüdischer Zeitrechnung - zur Erinnerung an die Zerstörung dieser beiden Tempel.

Wir sind es den Opfern der Shoah schuldig, ihrer nicht zu vergessen! Wer diese Opfer vergißt, tötet sie noch einmal!

Ignatz Bubis und Martin Walser im Gespräch

Frankfurter Rundschau
vom 15.12.1998

Eine Zusammenfassung

Frank Schirmmacher: Wenn Sie mißverstanden werden, oder auch instrumentalisiert, oder gefälscht, was werden Sie tun?

Martin Walser: Ich werde meine Rede nicht ändern, wenn ich sehe, daß sie mißbraucht werden kann. Das habe ich noch nie getan.

Schirmmacher: Nein, nicht die Rede. Aber sagen, ich bin nicht das und das, meine Herren, mit mir nicht.

Salomon Korn: Herr Walser, Sie sind einer der wenigen, die sich seit Ihrer Rede so gut wie nicht geäußert haben. Es haben sich viele geäußert. Sie haben sich nicht geäußert, mit einer Ausnahme, der Rede in Duisburg. Ist das richtig?

Walser: Doch, ein bißchen einmal im Fernsehen.

Korn: Es wäre für Sie ein leichtes gewesen zu sagen, Ihre Rede sei nicht das gewesen, was aus ihr im rechten Spektrum gemacht worden ist. Diese Feststellung haben Sie nicht getroffen.

Geschah das aus Gründen der „seelischen Volkshygiene“, weil Sie sich gesagt haben, es sei besser, daß es rauskommt, und dazu meinten Sie besser zu schweigen. Warum haben Sie sich seither nicht geäußert?

Walser: Ich habe keine Rede gehalten, von der ich glaube, daß sie kommentiert werden muß. Ich habe in Duisburg nur deswegen das Wort ergriffen, weil ich dort schon lange einen Vortrag halten sollte und zu dem Tag dann nicht sprechen konnte, als wäre nichts gewesen.

Korn: Aber ein klärendes Wort, wäre das so schwierig gewesen, ein klärendes Wort?

Walser: Entschuldigung, nein, ich nehme das nicht zur Kenntnis. Ich spreche nicht für die Nationalzeitung. Für

mich existiert die Nationalzeitung nicht.

Schirmmacher: Nein, es geht um folgendes. Thomas Mann, zum Beispiel, das ist für Sie kein gutes Beispiel -

Walser: Doch.

Schirmmacher: - in den zwanziger Jahren, fand er sich plötzlich zitiert. Er fand sich plötzlich zitiert in extremistischem Umfeld, und zwar mit den „Betrachtungen eines Unpolitischen“. Und dann sagte er: mit mir nicht, Freunde.

Ignatz Bubis: Ohne Freunde.

Walser: Verstehen Sie, ich sehe, daß Sie mich sozusagen freundlich nötigen wollen, mich zu etwas zu verhalten, was ich nicht kenne. Und ich bitte Sie, sich das doch auch selbst zu fragen, ob man da nicht im Sprachgebrauch etwas hat einschlafen oder verkommen lassen, was das Gewissen der Menschen betrifft, so daß sich nachher aus meiner Rede so eine Sache entwickeln mußte.

Schirmmacher: Aber das wäre vielleicht nie passiert ohne die Intervention von Bubis.

Walser: Gut, das kann man sagen. Aber dann ist es ja gut. Ich habe ja nichts dagegen. Ich habe mich ja auch von Herrn Bubis beschimpfen lassen.

Der israelische Botschafter hat etwas geschrieben, das für mich etwas von der Atmosphäre wiedergibt. Ich darf Ihnen den Anfang vorlesen. Da heißt es: Eine alte talmudische Lehre laute: Ein geistig Hochstehender, der auf seinem Rock einen Fleck duldet, hat die Todesstrafe verdient. Das sei natürlich eine Metapher, sagt der Botschafter, er benutze den Talmud, um zu betonen, wie verhängnisvoll eine Nachlässigkeit eines Menschen, der als Vorbild gilt, sein kann.

Bubis: Damit hat er Sie gemeint.

Walser: Das weiß ich auch. Herr Bubis, aber was der Botschafter hier sagt, halte ich für eine Unverschämtheit. Verstehen Sie, das Bild mit der Todesstrafe, das war nur eine Metapher. Aber warum fängt er mit einer Metapher mit der Todesstrafe an? Es sagt natürlich, es gehe hier um eine Metapher. Und trotzdem ist das erste Bild, das er einführt, daß der eine Todesstrafe verdient hat, der einen Fleck auf seinem Rock duldet.

Wo ist der Fleck auf meinem Rock? Wo ist die Nachlässigkeit? Ich sage Ihnen, diesen Umgang mit Menschen ertrage ich nicht. Und wenn das einer bisher eingeführten Umgangsart entspricht, dann müssen Sie sich nicht wundern, wenn die Leute sich wehren.

Und das sage ich Ihnen ganz im Ernst: Wir müssen eine neue Sprachstufe entwickeln. Als Bundespräsident Herzog in Berlin auftrat und sagte, die Art und Weise, wie wir uns gemeinsam erinnern, sei noch nicht gefunden, fand ich das ganz wunderbar. Sie haben das auch gesagt. Es gibt opferzentrierte und täterzentrierte Feiern, und miteinander hat man den kleinsten gemeinsamen Nenner. Herr Bubis, das ist unser Thema. Wir haben die Weise des Erinnerns noch nicht gefunden.

Ich darf das jetzt einmal ein wenig pauschal sagen: Die Mehrheit der Deutschen - natürlich würde man kritisch sagen, das sei die schweigende Mehrheit - hat die gemeinsame Sprache noch nicht gefunden.

Bubis: Warum haben Sie das nicht gesagt?

Walser: Ich habe den Übelstand festgestellt, indem ich

gesagt habe: Einschüchterungsroutine. Ich habe gesagt: Instrumentalisierung, Einschüchterung, Moralkulte, Lippengebete.

Bubis: Wenn noch ein Satz dabeigewesen wäre.

Walser: Wie wäre der?

Bubis: Wir müssen einen Weg finden für ein gemeinsames Erinnern. Wenn noch dieser Satz im Text gestanden hätte, dann wäre alles ganz anders. Eine ganz andere Wirkung.

Walser: Diesen Satz hat Bundespräsident Herzog beige-steuert. Und zwar, Herr Bubis, weil ich meine Rede gehalten habe. Sie glauben nicht, daß Roman Herzog diese Rede am 9. November unter anderen Umständen so hätte halten können, wie er sie gehalten hat.

Bubis: Das glaube ich tatsächlich nicht. Ich hätte auch eine ganz andere Rede gehalten.

Walser: Also bitte schön. Dann gestehen Sie mir doch bitte zu, daß ich etwas aufgelöst habe, ohne es zu wollen. Aber es ist etwas in Gang gekommen, was wir ernst nehmen müssen, etwas, mit dem wir nicht umgehen können wie mit dem Geist in der Flasche, und dann kommt ein Stöpsel drauf.

Bubis: Nein, ich will den Geist in der Flasche nicht . .

Walser: Herr Bubis, ich will Ihnen jetzt etwas sagen. Man hat mir gelegentlich öffentlich wie privat gesagt, daß ich mich doch endlich mit Herrn Bubis treffen müsse. Das hat man Ihnen umgekehrt auch gesagt.

Und dann hat man Ihnen wahrscheinlich gesagt, solange Sie den Vorwurf des Brandstifters erheben, könne es kein Treffen geben. Und dann haben Sie gesagt, daß

sich erst in einem Gespräch klären kann, ob man den Vorwurf zurücknehmen könne. Und da, das sage ich Ihnen, daraufhin hätte ich eigentlich nie mit Ihnen ein Gespräch führen dürfen. Wissen Sie warum? Sie hätten mich schon wieder auf Bewährung empfangen. Deutsche müssen beweisen, daß sie human sind, eo ipso sind sie es nicht. Ich soll mich im Gespräch mit Ignatz Bubis bewähren.

Bubis: Nein, nicht bewähren. Sie müssen erklären, daß Sie etwas anderes gemeint haben, als das, was ich verstanden habe und viele andere mit mir.

Korn: Herr Walser, nehmen Sie doch vielleicht hin, daß man als normaler Zuhörer, der nicht gewohnt ist, die Sprache des Polikers wie ein Kreml-Astrologe auszulegen.

Bubis: Die Politiker reden auch verklausuliert.

Korn: Sie benutzen eine andere Sprache. Es ist ja vielleicht auch gut, daß dieses Problem aufgebrochen ist. Aber es ist auch gut, die Mißverständnisse zu beseitigen.

Walser: Aber ich kann nur zum hunderttausendsten Mal sagen, daß die Wirkung, die wir alle jetzt erleben, nicht auf Mißverständnissen beruht. Das bitte ich zur Kenntnis zu nehmen. Wenn Sie glauben, es gehe um ein Mißverständnis, dann haben wir uns hier wieder nicht verstanden. Wir müssen eine neue Sprache finden.

Der Fleck auf seinem Rock

Nach dem Gespräch Walser/Bubis: ein deutscher Trauerfall

Von Wolfram Schütte

Mit dem Rückenwind von 1000 Briefen, in denen ihm Dankbarkeit versichert wurde, weil er „öffentlich ausgesprochen hatte, was wir bis jetzt hinter vorgehaltener Hand oder unter Freunden sagten“, ist Martin Walser in das Gespräch mit Ignatz Bubis gegangen; Bubis kann fünf Aktenordner anführen, die ihm die Richtigkeit (nicht bloß) seiner Lesart der Walserschen „Friedenspreisrede“ bestätigten, von den Schmäh-schriften, die er, anders als Walser, auch erhalten hat, ganz zu schweigen. Bis auf die Statistik der akklamierenden Volksstimmen samt dem klassischen Topos des Klammheimlichen des „Gesunden Volksempfindens“ ist die Debatte heruntergekommen, die nun seit Wochen über die Verständlichkeit, Mißverständlichkeit oder die Unverständlichkeit der Walserschen Rede geführt wird.

Es war deshalb gut, daß die Exponenten dieser Debatte – nachdem Walsers Hilfstroupiere von Dohnanyi, der Öl ins Feuer gegossen hatte, sich mit Bubis verglichen hatte – nun höchstselbst miteinander sprachen. Die Assistenz der Jüngeren, Salomon Korn vom Zentralrat der Juden in Deutschland und Frank Schirrmacher von der FAZ, war mehr als hilfreich: nämlich notwendig.

Das Gespräch ist, wie die strittige Rede, denkwürdig und symptomatisch – und je nach grundsätzlicher Disposition, die sich im Laufe der Debatte herausgebildet hat, wird man die Schlüssigkeit der Argumente, Ton, Haltung und menschliche Souveränität verschieden beurteilen.

Für mich hat Walser – anmaßend, starrsinnig, schamlos

und feige – die denkbar schlechteste Figur gemacht: derart lutherisch-hysterisch, daß man auf der Stelle und vor Scham katholisch werden möchte.

Aus der Schiefelage, in der sich die Diskussion seit Beginn befindet, hat das Gespräch nicht herausgeführt: Denn die deutsche Öffentlichkeit hat es weitgehend hingenommen, daß hier der eine für „die Juden“ spricht, der andere aber „für die Deutschen“. Dabei ist Bubis Deutscher wie Walser; und als sei die Frage, wie künftig mit dieser deutschen Vergangenheit umzugehen sei, nicht eine, die alle Deutschen angehe und nicht „die Juden“ auf diese und „die Deutschen“ auf jene Weise. „Wir müssen einen Weg finden für ein gemeinsames Erinnern“, hat Bubis fast flehentlich Walser entgegeng gehalten; und daß der diesen Satz, „den Bundespräsident Herzog beige-steuert hat, ... weil ich meine Rede gehalten habe“, ihn nun „wunderbar“ findet und feststellt: „Wir haben die Weise des Erinnerns noch nicht gefunden“: – ist das Ergebnis des Gesprächs denkbar schmal. Mehr ist offenbar nicht mehr möglich.

Bubis hat nach diesem Gespräch seine Charakterisierung der „geistigen Brandstiftung“ zurückgenommen, worauf Walser entgegnet: „Das brauchen Sie nicht. Ich bin keine Instanz, vor der man was zurücknehmen muß. Ich bin kein Offizier aus dem Kasino.“ Ein feiner Kerl, der Walser – gerade noch, ein paar Minuten zuvor, hat er Bubis erklärt, er habe sich mit ihm deshalb nicht treffen wollen, solange der Vorwurf der „geistigen Brandstiftung“ bestehe, denn dann „hätten Sie mich schon wieder auf Bewährung

empfangen. Deutsche müssen beweisen, daß sie human sind, eo ipso sind sie es nicht. Ich soll mich im Gespräch mit Ignatz Bubis bewähren“ - der kein Deutscher ist? Manche Deutsche sind noch nicht einmal human, wenn sich einer ihresgleichen bei ihnen entschuldigt. Ein doppelter Fehler.

Deshalb hat Ignatz Bubis recht, wenn er sagt: „Ich bin mir nicht sicher, aber ich nehme es Ihnen ab, daß Sie die besten Absichten (mit der Rede, *Anm. d. Red.*) hatten, weil ich Ihnen nicht das Gegenteil beweisen kann.“ Diese Skepsis ist vollauf berechtigt. Ein Redner, der sich soviel auf die eigene literarische Sprache und sein Gewissen zugute hält, weil jene „nichts verkaufen will“ (!) und dieses (à la „mein Herz ist rein“) „nur sagt, wie es mir geht“; ein Redner, der sich „keine Sekunde lang seinen Sprachgebrauch durch den Raum vorschreiben lassen (will), in den ich spreche“ (die politische Bühne der Paulskirche) - ist *rhetorisch* zumindest, oder als selbstreflexiver „Selbsterkunder“ seines Gewissens: gewissenlos, und im emphatischen Sinne sogar: geistlos. Man kann auch mit subtilem Raffinement berserkerhaft sein, nämlich mit Kalkül vieldeutig, wie Walser mit seiner „Sonntagsrede“, unempfindlich ohnehin. Mag auch ein Werk der Empfindsamkeit für die gesellschaftlich Erniedrigten und Beleidigten hinter einem stehen, so kann man sich in keinem Augenblick darauf ausruhen: Auch wer sich auf sein Gewissen beruft, kann gewissenlos sein. Quod erat demonstrandum.

Was für eine stumpfsinnige Empfindungslosigkeit tritt einem entgegen, wenn Walser, nachdem ihm Bubis seine Lebensgeschichte ausgebreitet hat, kaltblütig entgegnet:

„Herr Bubis, ich war in diesem Feld (der Beschäftigung mit der Vergangenheit, *Anm. d. Red.*) beschäftigt, *da waren Sie noch mit ganz anderen Dingen beschäftigt*... Sie haben sich diesen Problemen später zugewendet als ich“ - wer das nicht zu lesen versteht, versteht den himmelschreienden Skandal dieser egomanischen Selbstgerechtigkeit nicht!

Es war nicht nur Bubis, sondern es waren auch die beiden Jüngeren, die Walser inständig zur Bedingung der Möglichkeit einer Mißverständlichkeit seiner Rede befragten und das orientalische Beispiel des aus der Flasche entlassenen bösen Geistes wenigstens als „unbeabsichtigte“ Nebenwirkung seiner Rede ins Spiel brachten. Walser, der von Ritualen gar nichts hält, reagierte reflexhaft: „Moment, ich lasse das Bild nicht zu, daß die psychische und mentale Befindlichkeit der Majorität der hiesigen Bevölkerung so dargestellt wird, als sei sie in eine Flasche gesperrt“ - als brüstete er sich nicht, jenen, die „hinter der vorgehaltenen Hand“ tausend-, nein zehntausendfach flüstern, endlich „Befreiung“ verschafft zu haben! „Ich habe vom Gewissen gesprochen“, meint er weiter, „das man nur für sich hat und mit dem man allein ist, und das sich keine Vorschriften machen lassen darf... Entschuldigen Sie“, fährt Walser rhetorisch versiert und *unentschuldigbar hinterhältig fort*: „Ich wage nicht Ihr Bild fortzusetzen“, um es dann mit seinem Ressentiment auszumalen: „Dann haben Sie das deutsche Gewissen in eine Flasche gesperrt, zu der Sie den Stöpsel haben.“ Daß „die Juden“ unser Unglück sind, hat man auch schon einmal rhetorisch unumwundener gehört - und kann es jederzeit dort lesen, wo Walser, der seine Rede „unmißverständlich“ nennt,

offenbar in diesem Sinne verstanden wurde.

Walser, der sich offenbar nun von einer Woge der zustimmenden Begeisterung getragen fühlt, seinen „Seelenfrieden haben will, verstehen Sie?“, und der sich die Freude des Bads in der deutschen Majoritätsmenge von nichts und niemandem trüben lassen will, möchte auch nicht, daß Ignatz Bubis künftighin, wie in Solingen oder Lübeck, mit „empörtem, ergriffenem Gesicht... irgendwo auftaucht“, wo „verführbare... Asoziale, die in besonderer Hoffnungslosigkeit“ leben, Ausländerheime anzünden. „Warum waren Sie dort?“ fragt er den Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland - als hätte Bubis dort nur zu erscheinen, wo Juden „aufgekatscht“ werden. Sonst ist es *personifizierte* „Instrumentalisierung von Auschwitz“, nicht wahr? Scheinheilig antwortet Walser sich selbst auf die rhetorische Frage: „Verstehen Sie, wenn Sie auftauchen, dann ist das sofort zurückgebunden an 1933... Und das können die Leute nicht mehr ertragen, und das wollen sie nicht andauernd hören, und darauf haben die Leute ein Recht, denn sie haben mit diesem Spuk nichts zu tun.“ Also verstehen Sie, Bubis, halten Sie sich unsert(deutschen)willen und ihret(jüdischen)willen zurück. Wir sind nämlich empfindlich. Deutsche wie Walser wollen durch die Anwesenheit eines Juden bei Tätlichkeiten gegen Nicht-Juden nämlich nicht immer wieder an „die Schande“ erinnert werden. Denn verstehen Sie, Bubis: unsre Neonazis sind keine, das hat mit Ihnen nichts zu tun, das war einmal, heute haben wir nur Sozialfälle.

Nachdem er dem deutschen Juden Bescheid gegeben hat, von dem er sich hat „be-

schimpfen“ lassen, muß er noch die „Unverschämtheit“ des israelischen Botschafters namhaft machen. Nach der Innen- nun die Außenpolitik. Dieser hatte, in Achtung des hohen Ansehens Walsers und mit der Bitte, sich zu erklären, die talmudische Parabel zitiert, wonach ein „geistig Hochstehender, der auf seinem Rock einen Fleck duldet, die Todesstrafe verdient habe“.

Offenbar hat der hochgebildete Botschafter die „Geistigkeit“ Walsers höher eingeschätzt, als diesem in seinem Beilager mit den 1000 Briefsympathisanten zuträglich ist. Walser *will* nicht verstehen - er *will bewußt nicht* verstehen, denn so „blöde“ (Hölderlin) kann er nicht sein -, daß die Botschaft lautet: „Erkläre Dich bitte, damit Du nicht vom Falschen befleckt wirst“. Walser: „Wo ist der Fleck auf meinem Rock? Wo ist die Nachlässigkeit? Ich sage Ihnen“ - also Bubis (hat dessen Botschafter etwa gesprochen?) -, „diesen Umgang mit Menschen ertrage ich nicht.“

Unerträglich ist einer, der den „Fleck“ auf seinem Rock nicht sehen will, weil er auf Teufel komm raus bei denen Liebkind sein will, die ihn für ihren „Seelenhaushalt“ *instrumentalisieren*. Wenn er keinen Fleck auf seinem Rock sieht, dann weil er der Fleck selbst ist - und neben sich nichts gelten läßt. Komme mir keiner mit „Literatur“ und „literarischer“ Ausdrucksweise. Das hat mit literarischer Sublimation nichts zu tun. Da spricht ein gewisses Gewissen. Walser - ein Trauerfall. (Sämtliche *Kursivierungen* v. d. Red.)

Frankfurter Rundschau
vom 15.12.1998

Apologie und Amoral

KONKRET 2/99

1 Daß Ignatz Bubis mit seiner Aussage, Walser sei ein Antisemit, recht gehabt hat, mußten sogar seriöse Blätter wie die „Zeit“ spätestens seit der absurden Unterhaltung im Schoß der „FAZ“ einräumen. Dort hatte der ehemalige Wehrmachtssoldat Walser dem Holocaust-Überlebenden Bubis vorgehalten, sich sehr viel früher mit der Massenvernichtung befaßt zu haben. Daß der vormalige Landser - konfrontiert mit einem Opfer - von seinen Fronterfahrungen nicht lassen wollte, zeigte sich in seiner so generösen Entgegnung auf Bubis' - mir unverständliche - Rücknahme des Vorwurfs der geistigen Brandstiftung: „Das brauchen Sie nicht ... ich bin kein Offizier aus dem Casino ...“ Seine Behauptung, daß - wenn Bubis etwa gegen Ausländerfeindlichkeit protestiere - dies „sofort zu rückgebunden sei an 1933“, kommentiert sich jedenfalls selbst. Walser entpuppte sich in diesem Gespräch als der Antisemit, der er schon war, als er seine „Friedens“preisrede hielt, eine Rede, der die sogenannte geistige und politische Elite Deutschlands stehende Ovationen bereitet. Hatte Bubis sich in der Paulskirche geirrt - kann es sein, daß ein einzelner gegen Hunderte recht hat?

2 Einen Fehler begeht, wer unter Antisemitismus nur grobschlächtige, offene Haßausbrüche gegen Jüdinnen und Juden versteht. Antisemitismus ist in erster Linie eine Ideologie, genauer ein im neunzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der Industrialisierung entstandenes schlichtes

Deutungsmuster mit mörderischen Folgen. Auf der Basis von etwa zwei-tausend Jahren christlichen Judenhasses, in denen die Juden mal als die Mörder Jesu, die Kinder des Satans oder die Verhinderer des Heils angesehen wurden und sich diesen Vorwürfen freilich durch die Taufe entziehen konnten, entstand im neunzehnten Jahrhundert die rassistische Judenfeindschaft. Sie sieht in den Juden eine mit unveränderbaren biologischen Eigenschaften gekennzeichnete Gattung, die zwar aussieht wie Menschen, aber in Wahrheit eine Gegengröße darstellt, die es auf Zersetzung abgesehen hat: Zersetzung und Vernichtung von Familie, Moral, Staat und Gesellschaft, am Ende der Volksgemeinschaft entweder durch die teuflische Macht des Geldes oder die mindestens so gefährliche Wirkung des Intellekts. Um ihr teuflisches Werk vollführen zu können, tarnen sich die Juden indes und müssen deshalb entlarvt werden - sie sind der Inbegriff anonymer Mächte, die aus dem Dunkel heraus wirken. Der Antisemit ist mithin strukturell paranoid und hat zudem aus seiner christlichen Tradition die Meinung übernommen, daß der Gott der Juden ein Gott der Rache und des knebelnder Gesetzes ist, einer Moral, die erst durch den von Martin Luther gepredigten Liebesgott Jesus und seine Gnade überwunden worden sei. Im Nachkriegsdeutschland kam zu alledem noch eine letzte Variante: die Wut darüber, daß die wenigen überlebenden Opfer Zeugnis vom Verbrechen ablegten.

Martin Walsers Preisrede, das sei im abgekürzten paraphrastischen Verfahren demonstriert, enthält alle Versatzstücke und Motive des klassischen Antisemitismus. Wie in einem Traum freilich sind die Motive zum Teil verkehrt und verdreht angeordnet, versteckt und verschoben, so daß sie sich nur durch massive Rekontext-

tuierungen aufklären lassen. Apologetischer Rede gilt dies als ein illegitimes, denunzierendes Verfahren - hier werde aus dem Zusammenhang gerissen, was anderswohin gehöre. Das hätte sich behaupten lassen, wenn nicht Walsers Duisburger Rede (auf die ich hier nicht eingehe) und das oben erwähnte „FAZ“-Gespräch diesen Antisemitismus gezeigt hätten. Die Annahme freilich, daß ein an und für sich guter Mensch, nur weil er von überempfindlichen Überlebenden zu Unrecht angeklagt wird, plötzlich zu jenem Antisemiten wird, der er siebzig Jahre lang nicht war, ist doch wohl zu unwahrscheinlich

3 Im Anfang war jedenfalls die Ohnmacht, die Gefangenschaft durch schwer durchschaubare Mächte - auch wenn es um einen Preis (den des deutschen Buchhandels) geht: „Der Ausgesuchte“, so beginnt der zweite Absatz von Walsers Rede, „kam sich eingeeengt vor, festgelegt.“ Zudem gibt dir Sprecher - gut lutherisch - gleich zu Beginn zu Protokoll, daß er sich unter gesetzlichem (d. h. wohl jüdischem) Rechtfertigungsdruck sieht: „Daß ich mein Potpourri des Schönen würde rechtfertigen müssen, war mir klar.“ Die darauf folgenden Äußerungen über das „Wegschauen“ sind zu bekannt, um noch einmal erwähnt zu werden. Immerhin wird kurz darauf ein namhafter Jude ohne weitere Quellenangabe zitiert: „Freud rät, Verdrängen durch Verurteilen zu ersetzen“ Es wäre aufschlußreich zu wissen, auf der Basis welcher mißverstandenen Schrift der Preisträger darauf kommt, Sigmund Freud, dem es vor allem ums Wiederholen und Durcharbeiten, Durcharbeiten und Wiederholen des Verdrängten ging, den Willen zum (natürlich jüdische) Verurteilen zuzuschreiben. Von Juden war bisher in der Rede ausdrücklich überhaupt nicht

die Rede, dafür aber von einem Thema, das derzeit die PDS umtreibt, die dabei wohl völlig verdrängt hat, daß der Stichwortgeber für ihr Erbarmen mit dem Topspion „Topas“ natürlich Martin Walser heißt: „Dieser Gefangene büßt also die deutsche Einigung. Resozialisierung kann nicht Zweck der Strafe sein ... Bleibt nur Sühne.“

Nach einigen Erwägungen über das Gnadenrecht des Bundespräsidenten und der verworfenen Idee, die bundesdeutsche Justiz zu kritisieren, die erlösende Erkenntnis: „Aber dann ist die Rede zu Ende ... und der Spion sühnt und sühnt und sühnt bis ins nächste Jahrtausend.“ Vielleicht wie die Deutschen wegen der Massenvernichtung? Rainer Rupp als Inbegriff deutscher Schuld oder Unschuld? Sühne, Gnade und Rechtfertigung - die wesentlichen Stichworte einer protestantischen Weltansicht sind jedenfalls präludiert - an einem, wie es sich für einen geistvollen Schriftsteller gehört, parodistischen Motiv. Die Hauptsache kommt noch - wenn auch auf dem Wege langsamer Steigerung. Noch sind wir - nach der Suhrkamp-Ausgabe der Rede Walsers - erst auf Seite 14 und bei den Pogromen von Rostock sowie den Intellektuellen, die um der Selbstentlastung willen die Bevölkerung verketzern: „Es geht sozusagen über meine moralisch politische Phantasie hinaus, das, was da gesagt wird, für wahr zu halten.“ Worum geht es? Um das, was landesweit im Fernsehen zu beobachten war „Würstchenbuden vor brennenden Asylantenheimen.“

Das Motiv derer, die nur beschreiben, was im Fernsehen zu sehen war, ist klar, auch wenn sie nicht mit ihren Namen genannt werden: „Die, die mit solchen Sätzen auftreten wollen uns weh tun, weil sie finden, wir haben das verdient“ Hier treten sie nun in Erscheinung, die anonym kon-

kreten Feinde, die „uns“ peinigern wollen. Wir und die Volksgemeinschaft und andere - nach dem lutherischen Gnadenmotiv tritt jetzt die Volksgemeinschaft auf den Plan, und ihre Peiniger werden etwas genauer bezeichnet: „die Intellektuellen“. also jene, die durch Geist zersetzen. Im Tonfall der Selbstkritik und mit wohl besonders feingemeintem Differenzierungen reiht sich Walser in die Front ein: „Ich habe es nie für möglich gehalten, die Seite der Beschuldigten zu verlassen...“ Ignatz Bubis hatte schon richtig gehört, gesprochen wurde nicht von Schande anstatt von Verbrechen, sondern von „Beschuldigten“ anstatt von Schuldigen. Wer wüßte nicht, daß oft genug Unschuldige beschuldigt werden? Von wem und wo? „In den Medien“, dort wird Gedenken zur Routine, dort wird Schande präsentiert, dort wird instrumentalisiert. „In den Medien“, mehr erfährt der neugierige Leser oder Zuhörer nicht, kein wer, kein wann, kein wo.

Die anonyme Macht wird allmählich sichtbar, bleibt aber pseudokonkret: Basis aller Paranoia. Paranoiker aber sind Leute, die auch dort Angst verspüren, wo es nichts zu befürchten gibt und sich deshalb gelegentlich mutiger vorkommen, als sie tatsächlich sind: „... weil ich jetzt wieder vor Kühnheit zittere, wenn ich sage: Auschwitz eignet sich nicht dafür, Drohroutine zu werden oder (mit den Worten von Michael Wolffsohn; M. B.) Moralkeule...“ Also das, wogegen Gnade oder Gewissen stehen. Daß dem Ästhet für ein bedeutendes modernes Kunstwerk - Eisenmans und Serras Entwurf für das Berliner Mahnmahl - nicht mehr einfällt als „fußballfeldgroßer Alptraum“, mag man seinem Geschmack zurechnen - daß er in diesem Zusammenhang neben dem mißverstandenen Hegel ausgerechnet den gewiß bedeutenden, aber

ebenso gewissenlosen wie antisemitischen und pronazistischen Philosophen Heidegger zitiert, deutet schon in die einschlägige Richtung: „Wenn der Verurteilte“, wird nun der Nationalist Heinrich von Kleist bemüht, „das Urteil für ungerecht halten kann, ist er frei.“ Ganz wie ein großer Teil der Deutschen nach 1945 und Walser im Jahr des Heils 1998: „Das ist Gewissensfreiheit, die ich meine.“ Und die wird schließlich - ein wenig militanter Antibolschewismus darf zur Komplettierung auch nicht fehlen - der organisierten Öffentlichkeit entgegengehalten.

Gerade so nämlich wie der Kommissar mit der Maus, den schon Nolte beschwor, fungieren die ungenannten Vertreter der öffentlichen Meinung: „Das möchte man den Meinungssoldaten entgegenhalten, wenn sie, mit vorgehaltener Moralpistole, den Schriftsteller in den Meinungsdienst nötigen.“ Hier erfahren wir nun das Wesentliche über Walsers Sicht der zivilen Gesellschaft und ihrer Streitkultur - er sieht sie kein bißchen anders als etwa Carl Schmitt, für den es nur innergesellschaftliche Freund-Feind-Verhältnisse gab: Journalisten als Soldaten, Moral, die jetzt nicht mehr als Keule, sondern als tödliche Schußwaffe, als Pistole gilt, erpreßter Dienst, also Unfreiheit, sowie endlich die „Meinungswarte“ - die Kalfaktoren eines vom Polizei- zum Meinungsstaat umgerüsteten Totalitarismus. Moral als Ausdruck der Unfreiheit - hier denkt wieder Luther mit im Kampf gegen den Totalitarismus. Die klassische Rechte sieht das überhaupt nicht anders. Aber ist das antisemitisch? Klassischer Antijudaismus im Kampf gegen die Moral und im Beschwören der Gnade, verquaster Antitotalitarismus im Kampf gegen die öffentliche Meinung, Wut auf Intellektuelle ohne Namen, paranoide

Furcht vor „den Medien“, aber Judenfeindschaft - Angst vor der Zersetzung nicht nur durch den Geist, sondern auch durch das Geld?

Nun - dort, wo es darum geht, des Dichters Eigenstes, seine deutsche literarische Sprache, wider all dies Feindliche und Nötigende zu verteidigen, wird klar, daß alle anderen, die keine Dichter sind und es trotzdem wagen zu sprechen, der Zersetzung durchs Geld ausgesetzt sind. Angeblich, so Walser und Dohnanyi empört, habe beim „Instrumentalisieren“ nie jemand ans Geld gedacht: Dies sei alleine eine Projektion von Ignatz Bubis gewesen. Zu dumm: stimmt nicht. Vom Geld ist nämlich bei Walser sehr wohl die Rede - wenn auch nur in einem unscheinbaren Nebensatz: „Gibt es außer der literarischen Sprache noch eine, die mir nichts verkaufen will?“ - „Verkaufen“, daran ist nicht zu zweifeln, ist im Unterschied zum „Tauschen“ der Sphäre des Geldes unlöslich verbunden. Also auch der Sphäre von Handel und Kaufleuten - von Juden. Die dichterische Sprache als das einzige, das sich einer durch Moral und Geld verstellten und entfremdeten Welt entziehen kann. Das haben andere auch so gesehen, etwa der erwähnte Martin Heidegger. Selbst Theodor W. Adorno stand solchen Überlegungen nicht fern, wenngleich er noch wußte - und auf diesen Unterschied kommt alles an -, daß sich in einer von Ware und Wert geprägten Welt niemand diesem Zusammenhang entziehen kann. Walser unterstellt es naiv, und das eben macht ihn - in der hier rezensierten Rede - zu einem Antisemiten.

Indem er die vermeintliche Reinheit und Wahrhaftigkeit seiner Sprache gegen die vermeindliche Zwanghaftigkeit der Moral und die Verblendung durch eine vom Geld beherrschte Gesellschaft

in Stellung bringt - daß das ehemalige DKP-Mitglied die Produktionsverhältnisse übersehen hat, erstaunt dabei nicht -, reproduziert er, ohne Namen oder konkrete Verhältnisse zu nennen, ein antisemitisches und antijudaistisches Deutungsmuster.

4 Diese Sprache, Walser deutet es an, ist zwar seine, aber er ist ihrer nicht Herr. Er könnte sich ihr überlassen, „egal, wohin sie mich führe“. Ja, „führe“. Vor dieser Führerin fürchtet sich der Dichter, er will ihr in die Zügel fallen, könnte sie doch zuviel von ihm „verraten“. Er hat sich zu Recht gefürchtet. Das Vorhaben seiner Rede jedenfalls ist gescheitert. Sowohl Anhänger als auch Gegner wissen an ihrem Ende, entgegen seiner Erwartung, mehr von ihm als beim ersten Satz. Das Debakel ahnend, zitiert er daher am Ende eine andere Autorin, die auch noch die verräterische Sprache hinter sich lassen will und im Tonfall reinsten Affirmation, die Katastrophen dieses Jahrhunderts nun wirklich verdrängend, behauptet, daß alles viel schöner sei, als man bisher sagen kann. Die Beschwörung des Schönen gipfelt in Walsers Bitte um Gnade für Rainer Rupp: „Um des lieben Friedens willen.“

In einem Fall wie diesem spricht die Tiefenpsychologie von „Delegation“: An Rainer Rupp macht die PDS im Auftrag Walsers gut, was sich die Deutschen in diesem Jahrhundert haben zuschulden kommen lassen. „Darauf muß man erst einmal kommen!“ (Martin Walser in Duisburg.)

Micha Brumlik rezensierte in Literatur Konkret 1998 Leni Yabils Buch über „Die Shoah“

Benjamin Ortmeier (Hrsg.)

Jiddische Lieder gegen die Nazis

Kommentierte Liedertexte mit Noten
(auch transponiert für Klarinette in B^b)

Verlag M. Wehle · Witterschlick/Bonn
1996

Jiddische Lieder gegen die Nazis

Kommentierte Liedertexte
mit Noten
(auch transponiert für
Klarinette in B^b)

Herausgegeben
von Benjamin Ortmeier

Verlag M. Wehle,
Witterschlick/Bonn, 1996
ISBN 3-89573-060-2

62 Seiten, 14,80 DM

Beide Bücher sind zu bestellen über:
Verlag Marg. Wehle, Hauptstraße 240, 53347 Alfter

Ruth Ilan-Porath

Kurt, mein Bruder

Mit Illustrationen der Verfasserin

Herausgegeben von Doris Kern-Pohl
und Benjamin Ortmeier

Verlag M. Wehle, Witterschlick/Bonn, 1996
ISBN 3-89573-061-0

100 Seiten, 14,80 DM

Ruth Ilan-Porath, 1924 in Frankfurt am Main geboren, verließ Deutschland 1936 mit ihrer Familie, um nach Frankreich auszuwandern. Dort verbrachte sie den Krieg unter Nazibesatzung. Im Jahre 1945 wanderte sie nach Israel aus. Ruth Ilan-Porath studierte Kunst in der Kunstakademie von Paris. Meistens malt sie Landschaften, und sie hatte viele Ausstellungen in Israel und in anderen Ländern. Sie ist Mitglied des Kibbuz Bet Hashitta.

Ruth berichtet über ihre Kindheit mit ihrem Bruder Kurt und ihren Eltern während der Nazizeit. Kurt wurde nach Auschwitz deportiert. Er war 21 Jahre alt, als er dort ermordet wurde.



**Kinder, spricht der Onkel Walser,
Preisbörsonianer, Allumhalser
unser einst zu schmales Land
ist jetzt ein normales Land,
wo man wieder schreibt und sagt,
was uns an uns selbst behagt.
Schaut euch um, doch nicht zurück:
Ravensburg, statt Ravensbrück
Meßkirch, auch sehr hübsch gelegen;
traulicher als Esterwegen.
Dachau? Flossenburg? Ah, geh!
Bodensee – nicht Plötzensee.
Und soweit dergestalt,
daß ein jeder ohne Reue
unsrer Nazion erfreue:
„Westerwald!“ – statt Buchenwald.**

Peter Rühmkorf

Diese Broschüre wird gemeinsam herausgegeben von:



GEW, Bezirksverband Frankfurt am Main



IG Medien, Bezirksverband Frankfurt am Main



IG Medien, Jugend Hessen



DGB Jugend, Frankfurt am Main

ISBN 3-89573-092-0